

2017

Gustav Wentz

Lebensadern aus Stahl, Asphalt und Wasser / Der Organismus Stadt lebt mit und von seinen Verkehrswegen. Gerd Wallhorn und Carsten Walden haben sie fotografiert 6

Michael Petrykowski

Von Ritters und Rettern / Vor 750 Jahren wurde die Burg Vondern erstmals urkundlich erwähnt. Unter dem Motto „Tradition trifft auf Moderne“ wurde dieses Jubiläum gebührend gefeiert 38

Martina Nattermann

Gemüseragout unterm Gipfelkreuz / Koch Stefan Opgen-Rhein ist für manche ungewöhnliche Idee zu begeistern. Lampenfieber ist dem fernseh-erfahrenen Oberhausener fremd 44

Helmut Kawohl

Beste Botschafter / Die Gästeführer Michael Weier und Ingo Dämgen zeigen nicht nur Auswärtigen das bunte Oberhausen 50

Astrid Knümann

Es begann in Vietnam / Friedensdorf International hilft seit 50 Jahren verletzten kranken Kindern aus Kriegs- und Krisengebieten 56

Gustav Wentz

Liebe zum Whisky zwischen zwei Buchdeckeln / In einem Pub in Edinburgh begann die große Leidenschaft des Oberhausener Journalisten Reinhard Schüssler 68

Peter Szymaniak

Das „Wunder auf der Brache“ / Mit der Ansiedlung des Centro vor 20 Jahren zählt Oberhausen zu den Gewinnern im Ruhrgebiet 76

Michael Petrykowski

Rausgehen, beobachten, entdecken / Der Oberhausener Fotograf Michael Kerstgens will mit der Kamera Geschichten erzählen. Ausstellungen mit beeindruckenden Bildern zeigen, wie ihm das gelingt. 88

Dirk Hein

Manche Türen stehen sperrangelweit offen / Henry Kohli ist einer der besten Hacker In Europa. Sein Wissen an der Tastatur nutzt er, um Kriminellen das Leben schwerer zu machen 96

Gustav Wentz Der Ruhrpark gibt Rätsel auf / Das schönste Stück Alstaden wirkt manchmal stiefmütterlich behandelt	102
Dirk Hein Die Turbinenhalle steht noch unter Strom / Bei Konzerten und Festivals gibt es im Industrierelikt der Gutehoffnungshütte (GHH) jede Menge Leben. Ein Stück Disco-Kultur ist erhalten geblieben.	110
Martina Nattermann „Ein fröhliches Hoffnungssignal“ / Der erste Oberhausener Katholikentag unter dem Motto „Kirche findet Stadt“ hat viele Menschen bewegt	118
Peter Voss Aus dem Gefühl heraus / Warum Mike Terranova und Dimi Pappas die Trainer sind, die RWO jetzt braucht	124
Martin Berger Mit einem Lippenlautsprecher fing es an / Das „Sterkrader Radiomuseum“ von Friedhelm Schaik setzt dem technischen Wandel des vergangenen Jahrhunderts ein Denkmal	132
Marcel Sroka Ein Jugendzentrum im wahrsten Sinn / Beim „Place2Be“ konnten junge Oberhausener nicht nur den Namen mitbestimmen, sondern waren von Beginn an in die Planung der Einrichtung involviert	136
Gustav Wentz Wenn Satire fast Wahrheit wird / TV-Journalist und RWO-Fan Tom Theunissen erneut mit dem renommierten Grimme-Preis ausgezeichnet	140
Klaus Offergeld Im Kaisergarten fing alles an / Der Alstadener Dieter Matysik entdeckte im Schiffsmodellbau die große Leidenschaft seines Lebens und ist seit 2007 Präsident des Weltverbandes NAVIGA	146
Gustav Wentz Zwischen Mittelalter und Mummenschanz / Die Interessengemeinschaft Preußisches Rheinland mit Sitz auf Burg Vondern kümmert sich um viele Dinge	153
Thomas Hemmerle Petri Heil! / Der Liricher Jens Koschnick ist amtierender Angelweltmeister	158

Helmut Kawohl Ein feiner Volltreffer / Der neue Feierabendmarkt auf dem Saporishja-Platz hat schnell seine Fans gefunden	162
Gudrun Mattern Theater rettet sich durch Theater / Vorhang zu: Intendant Peter Carp verlässt Oberhausens Kultur-Flaggschiff in tadellosem Zustand	168
Gustav Wentz So überzeugt man seine Trainer / Der Oberhausener Max Meyer spielt für Schalke 04 Fußball und holte in Rio die Silbermedaille für Deutschland	174
Megatrend Digitalisierung – Visionen werden zu Produkten / Stadtparkasse Oberhausen hat ihren Medialen-Vertreib neu aufgestellt	179
Helmut Kawohl Chronik - Blick zurück auf 2016	181

OBERHAUSEN '17



34. JAHRBUCH

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:

Printpublisher Plitt GmbH, Oberhausen, in Zusammenarbeit mit der OWT Oberhausener Wirtschafts- und Tourismusförderung GmbH und mit freundlicher Unterstützung der Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen

KONZEPT UND REDAKTION:

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Gustav Wentz

GESTALTUNG UND HERSTELLUNG:

Printpublisher Plitt GmbH, Oberhausen

TITELBILD:

Wasserstraße trifft am Kaisergarten Schienenstraße
Foto: Gerd Wallhorn

November 2016

© Alle Rechte vorbehalten – Nachdruck auch auszugsweise nur mit Genehmigung des Verlages

LEBENSADERN AUS STAHL, ASPHALT UND WASSER

**Der Organismus Stadt lebt mit und von seinen Verkehrswegen.
Gerd Wallhorn und Carsten Walden haben sie fotografiert.**

Von Gustav Wentz

Straßen sind in unserem Leben so selbstverständlich, dass man über sie gar nicht erst nachdenkt – außer vielleicht, wenn es um ihre Reinigung oder ihre Wiederherstellung geht. Straßen gehören einfach zum Leben. Sie sind tatsächlich „Lebensadern“, unverzichtbar für den Organismus Stadt. Zugegeben: Wir reagierten verblüfft, als unser Fotokollege Gerd Wallhorn im Frühjahr die Idee präsentierte, Straßen ablichten und im Jahrbuch darstellen zu wollen. Er hat unsere Mienen richtig gedeutet und schob hinterher: „Nicht einfach Straßen, sondern Wasserstraßen, Schienenstraßen, Autostraßen.“ Aha! Das hörte sich schon anders an, fassbarer. Das fand dann auch Anklang und Beifall, wobei mahnende Worte unseres Verlegers nicht fehlten: „Da haben Sie sich ganz schön was vorgenommen, Herr Wallhorn“, meinte Ha-Jo Plitt, dem an guten Fotos viel liegt und der weiß, wie schwer gute Fotos zu machen sind.

Unsere Stadt ist durch die Industrie, durch Kohle und Stahl entstanden, sicher. Aber ohne die Eisenbahn, die Schienenstraße also, wären weder Güter noch Menschen in explodierend

wachsender Anzahl zu transportieren gewesen. Die Bahnanlagen in Oberhausen-West und Osterfeld-Süd, auch im Hinterland des Hauptbahnhofes waren einst Waren- und Güterumschlagplätze allererster Güte, sie sind heute noch beeindruckend in ihrer Funktionsfähigkeit, üben mit ihrer stählernen Grafik ästhetische Reize aus. Gerd Wallhorns Bilder – mal nah dran, mal weit weg – vermitteln in sprechender Optik das Phänomen Eisenbahn und gewähren Einblicke in Teile Oberhausens, die sonst durchweg verschlossen sind.

Stadt am Fluss ist Oberhausen nicht wirklich, Stadt am Kanal schon eher. Der über hundert Jahre alte Rhein-Herne-Kanal war nie für Menschen gedacht, immer für den Handel mit aller Welt. Am Oberhausener Teilstück dieser Wasserstraße, die das Revier mit den Weltmeeren verbindet, liegen erstaunlich viele „Häfen“: die Heinz-Schleußer-Marina im Ortsteil Neue Mitte, der GHH-Anleger am Stadion Niederrhein, der einstige Concordia-Hafen an der Müllverbrennungsanlage (fotografiert von ihrem Schornstein aus). Gerd Wallhorn näherte sich auch der imposanten Schleuse Lirich mit ihren beiden Kammern, in die die 199 Meter

langen modernen Frachtschiffe passen, auf dem Wasserwege. Auf dem Museumsschiff „Ems“, das seine Winter in der Oberhausener Marina verbringt, fuhr er wegen eines interessanten Motivs mit bis nach Mülheim: In Meiderich, etwa an der Ackerfährbrücke, treffen sich Kanal und Ruhr. Die Alstadener Alte Ruhr vereinigt sich hier mit dem Mülheimer Ruhr-Schiffahrtskanal.

Das Thema „Straßen“ wäre nicht ausreichend behandelt ohne die Straße, die man immer meint, wenn man von Straßenbau, Straßenzustand, Straßenproblemen, Straßenreinigung und anderem mehr spricht. Carsten Walden nahm sich der Oberhausener Straßen an. Er hat sich dazu nicht etwa in einen Autofahrer verwandelt, der mal eben die Garage verlässt und zur Autobahn fährt (statistisch ist keine Oberhausener Garage übrigens weiter als drei Kilometer von der nächsten Autobahnauffahrt entfernt). Nein, Carsten Walden hat den Straßenraum als Lebensraum definiert, zeigt, was auf den Straßen los ist vom Straßenkarneval über die fröhliche Sitzblockade nach Erfolgen der deutschen Fußballnationalmannschaft bis hin zum Schwerlasttransporter.

Bunte Schiffsparade unter den
Spiralen der „Slinky“-Brücke





Auftauchen in der
Schleusenkammer Lirich



Coils roll ihrem Ziel entgegen



Ein Spiel des Fotografen:
Flirrende Lichtbänder auf der „Mülheimer“



Auf der Hansastraße hat der Schienentransport immer noch Vorfahrt



Die Emscher wird zum Fluss:
Gewaltige Rohre verstecken künftig das Abwasser



Asche aus der Müllverbrennungsanlage wird für den Straßenbau verladen



Schienengewirr: Im Verschiebebahnhof
Oberhausen-West in Lirich werden
Züge und Güter neu zusammengestellt

Autogewirr: Der (fast) alltägliche Wahnsinn auf der A 2 am Oberhausener Kreuz





Die Regionalbahnen im Revier
werden moderner und bunter



Der Höhepunkt des Karnevals findet auch in Oberhausen auf der Straße statt



Schiffsverkehr und Wohnen liegen
in Lirich nah beieinander

Brisante Fracht: Chemie-Transport
auf dem Oxera-Gelände





Wer kann hier vor lauter Schienen und Weichen
noch den Überblick behalten?



Straßen- und Schiffsverkehr kreuzen sich an der Buschhäusener Straße

Schwertransport mit GHH-Turbine auf
der Stadtautobahn A 516





Gut getroffen: Rasante Fahrt am Hauptbahnhof



Warten auf den nächsten Zug

Frühlingszauber an der Hiberniastraße in Alstaden





Im alten Ortskern von Holten: Früher rückte man enger zusammen



Der „Broadway“ von Oberhausen:
die Einkaufsmeile Marktstraße nach
Geschäftsschluss



Jogis Jungs waren erfolgreich: Da muss auf der „Mülheimer“ schon mal der Verkehr still stehen

Wasserschlacht im Straßentunnel an der
Osterfelder Straße





Bald wieder ein sauberes Flüsschen:
die Emscher in Holten



Der Künstlergruppe kitev aufs Dach gestiegen:
Vom Bahnhofsturm sind Schiene, alter Güterbahn-
hof und ÖPNV-Trasse zu sehen



Vom Gasometer hat der Affe aus „Wunder der Natur“ den Verkehr auf dem Kanal fest im Blick



Ein halbes Ufo ist an der Osterfelder Straße
gelandet



Ungewöhnlicher Panoramablick vom fast
140 Meter hohen Kamin der Müllverbrennungs-
anlage



Regler Schienenverkehr zwischen zwei
Oberhausener Landmarken





Kurz vor Duisburg vereinen sich
Rhein-Herne-Kanal (links) und Ruhr

VON RITTERN UND RETTERN

Vor 750 Jahren wurde die Burg Vondern erstmals urkundlich erwähnt. Unter dem Motto „Tradition trifft auf Moderne“ wurde dieses Jubiläum gebührend gefeiert.

Von Michael Petrykowski

Das neue Eingangstor zur Burg in Vondern ist aufschlussreich: Da es sich um ein schmiedeeisernes Gitter handelt, kann der Besucher, der zufällig oder auch beabsichtigt vorbeikommt, schon mal einen Blick in den Burghof, auf das Herrenhaus oder auf einen Teil des ehemaligen Stallungsgebäudes, der so genannten Remise, werfen. Das ursprüngliche Holztor – wenn es denn geschlossen war – verwehrte diese spannende Aussicht. Aber die Burg will sich ja auch weiterhin den Menschen öffnen, eben auch in optischer Hinsicht. Einer breiten Öffentlichkeit steht sie bekanntlich schon seit vielen Jahren zur Verfügung, denn die Hauptsanierungsarbeiten, so erklärt Fördervereinsvorsitzender Walter Paßgang, sind seit dem Jahr 2008 im Großen und Ganzen abgeschlossen. Noch einmal rund 60 000 Euro hat jetzt das Gittertor gekostet, der Landschaftsverband Rheinland (LVR) hat davon 54 000 Euro beigesteuert.

Paßgang neuer Vorsitzender

Walter Paßgang ist seit März 2016 neuer Vorsitzender des Fördervereins, zuvor war er Stellvertreter. Der Osterfelder hat damit den einstigen Kämmerer der Stadt Oberhausen, Willi Schmitz, abge-





Volltreffer: Burg Vondern ist heute mehr denn je Ziel für mannigfaltige Aktivitäten.



löst. Dieser hatte die Geschicke des Vereins zwölf Jahre lang geführt, Schmitz war somit Nachfolger des Bauunternehmers Dirk Grünewald, der im Jahr 1982 gemeinsam mit dem Architekten Hans Berger den Förderverein ins Leben gerufen hatte. Der inzwischen 71-jährige Walter Paßgang, der quasi in unmittelbarer Nachbarschaft zur Burg geboren wurde, ist von Anfang an förderndes Mitglied. Der gelernte Verwaltungswirt, der 48 Jahre lang für die Stadt Oberhausen tätig war und 1990 in die CDU-Fraktionsgeschäftsstelle wechselte, ist 2010 in den wohlverdienten Ruhestand gegangen. Dass er sich auch ehrenamtlich engagiert, ist für Walter Paßgang beinahe schon selbstverständlich. Erfahrungen hat er etwa als Vorsitzender des Osterfelder Bürgerrings oder auch aus diversen Aufgaben in Kirche und Karneval sammeln können. Mit dem Karneval ist die Burg ohnehin fest verbunden, der alljährliche „Sturm“ auf das ehrwürdige Backsteingemäuer hat mittlerweile Tradition.

Seinen unermüdlichen Einsatz für die Burg sieht Walter Paßgang übrigens als „Ehrenamt ohne Titel, dafür aber mit Kittel“ an. Will heißen: Er war sich nie zu schade, selbst mitanzupacken, wenn die Arbeit rief, nie hat er sich nur auf das rein Organisatorische be-

Regelmäßig treffen sich Ritter-Freunde zum mittelalterlichen Spektakel auf der Burg.



schränkt. „Ich bin mit Stolz und Ehrgeiz an meine neue Aufgabe gegangen“, sagt der Vorsitzende, „die Mitglieder des Förderkreises betrachte ich nicht nur als Ritter im weitesten Sinne, sondern auch und vor allem als Retter der Burg.“ Dem Vorstand gehören neben Paßgang noch Hagen Hoffmann (Stellvertreter), Elke Horvath (Schatzmeister) und Gottlieb Sommerfeld (Schriftführer) an. Ein Beirat begleitet die unterschiedlichen Aktivitäten auf der Burg.

In den vergangenen Jahren hat sich der Förderkreis neben der Durchführung von Veranstaltungen und der Vermietung vor allem darum gekümmert, der alten Wasserburg, die erstmals im Jahr 1266 urkundlich erwähnt wird und demnach im Jahr 2016 das 750-jährige Bestehen feiern konnte, den Feinschliff zu verabreichen. So wurden beispielsweise Teile von Treppen erneuert, moderne Sanitäreinrichtungen eingebaut, neue Fenster eingesetzt oder, wo nötig, frische Farbe aufgetragen. Einiges musste der Förderverein aus eigener Tasche bezahlen, andere Projekte hat der Förderverein NRW-Stiftung bezuschusst, in dem die Stadt Oberhausen seit vielen Jahren Mitglied ist. Natürlich passiert auch aktuell nichts ohne die Abstimmung mit dem Denkmalschutz.

Zurzeit spielen die Macher in Vondern mit dem Gedanken, den alten Wassergraben, die so genannte Gräfte, zu neuem Leben zu erwecken, denn der Vonderngraben (ein Bach) führt inzwischen wieder qualitativ gutes Wasser. Der Zufluss, so Walter Paßgang, könnte dann jederzeit wie gewünscht reguliert werden. Auch dieses Ansinnen kostet natürlich Geld, aber finanziell läuft es beim Förderverein recht rund. Walter Paßgang: „Um auf der Burg alles im Lot zu halten, benötigen wir mehr als 50 000 Euro im Jahr. Dieses Geld kommt in der Regel durch die Einnahmen aus der Vermietung und den Beiträgen der Fördervereinsmitglieder zusammen.“ Laufende Zuschüsse gibt es allerdings nicht.

Dependance des Standesamtes

Vermietet für Veranstaltungen und Events aller Art werden das Herrenhaus und die Remise, wer eine zünftige Party feiern möchte, dem stehen der Gewölbekeller und das angrenzende Außengelände zur Verfügung. Die Remise wird zudem gern für Konzerte und diverse Firmenpräsentationen genutzt, im Obergeschoss des Herrenhauses gibt es seit einigen Jahren eine Dependance des Oberhausener Standesamtes. An sechs Terminen im Jahr können sich Paare in einem wahrlich

außergewöhnlichen Ambiente das Jawort geben. Auf der gleichen Etage befindet sich noch eine kleine Wohnung, der Mieter hat somit auch die Aufgabe, die Anlage ein wenig im Blick zu halten. Denn, so Paßgang, die Burg sollte auch nachts nicht in völliger „Einsamkeit“ an der früheren Schlossstraße (heute Arminstraße 65) vor sich hin ruhen. Gleich neben dem Veranstaltungsraum im Herrenhaus hat schließlich auch der Förderverein Quartier in einem kleinen Büro bezogen.

Die Vorburg mit ihren beiden Türmen dient in erster Linie der Bildung: Regelmäßig kommen etwa Schulklassen in die Burg, um sich über das Leben der alten Rittersleut' zu informieren. Dafür stehen ihnen ausgewiesene Fachleute aus den Reihen der Förderer Rede und Antwort, zugleich können sie anhand der ausgestellten Relikte erahnen, wie der Alltag auf der Burg vor hunderten von Jahren ausgesehen hat.

Mit dem Umbau der Remise lief es im Übrigen nicht immer ganz glatt. Einige Male wurden für diesen Teil der Burg Nutzungskonzepte erarbeitet, die dann nicht umgesetzt werden konnten. Die Idee eines „Architekturforums Burg Vondern“ blieb beispielsweise auf der Strecke, es funktionierte nicht mit der



Ein Blick auf die inzwischen fertiggestellte Remise (r.) und einen Teil des alten Herrenhauses (l.).

Erlauchte Gäste bei der Übergabe des Schlüssels für das neue Gittertor.



entsprechenden Förderung durch die Internationale Bauausstellung Emscher Park (IBA). Stattdessen entschied man sich am Ende dazu, das alte Stallgebäude zu einer öffentlich-kulturellen Begegnungsstätte herzurichten. Dieser Vorschlag kam auch bei der Stadt als Eigentümerin der gesamten Buranlage gut an. Mit Hilfe der Oberhausener Gebäudemanagement GmbH (OGM), des Landschaftsverbandes, der Kulturstiftung NRW, der Stadt und vielen einheimischen Unternehmen konnte der Plan schließlich in die Tat umgesetzt werden. Ohne Architekturleistungen, die von der OGM übernommen wurden, betrug die Bausumme am Ende rund 400 000 Euro. Der Grundstein für den Umbau wurde 2006 gelegt, ein Jahr später wurde die Remise dann endgültig ihrer neuen Bestimmung übergeben. Das Gebäude, das mit einem modernen Glasdesign aus dem 21. Jahrhundert beeindruckt, bildet somit einen interessanten Kontrast zu den Grundfesten der „Fliehburg“ aus dem 13. Jahrhundert.

Und eben daher leitet sich auch das Motto ab, unter dem das 750-jährige Bestehen gefeiert wurde: „Tradition trifft auf Moderne“. Dass dies hervorragend gelungen ist, davon konnten sich im November 2016 auch die Nach-

fahren der einstigen Burgherren erzeugen. Oberbürgermeister Daniel Schranz empfing Gräfin Dr. Christina von Nesselrode-Reichenstein, ihren Sohn Maximilian Graf von Nesselrode-Reichenstein und Raphael Freiherr Baron von Loe auf dem Anwesen ihrer Vorfahren. Über 200 Jahre – bis ins 16. Jahrhundert – war die Burg im Besitz der Familie von Loe, bis zum Jahr 1946 war die Familie Nesselrode-Reichenstein-Vischering Eigentümerin der alten Mauern. Unmittelbar danach kaufte die Stadt Oberhausen die gesamte Anlage.

Buntes Programm zum Jubiläum

Etlliche Aktionstage und Veranstaltungen machten das Jubiläum zu einer runden Sache, etwa eine Ausstellung des Arbeitskreises der Oberhausener Künstler, eine Präsentation von Märchen und Sagen im Mittelalter, ein Trecker-Treff mit alten und modernen Landmaschinen oder auch eine Kräuter-, Pilz- und Vogeleckursion rund um die Burg. Für unterhaltsame Beiträge sorgten u. a. der renommierte Kulturjournalist Lars von der Gönna, der wie stets kluge Einsichten auf den Punkt brachte, darüber hinaus ein Konzert mit Rockbands, die mit Klängen der 1950er und 1960er Jahre alte Zeiten hochleben ließen. Gefeiert wurde

ferner ein ökumenischer Gottesdienst, an dem auch die Linner Rittersrunde teilnahm, einst Gäste des ersten Ritterfestes im Jahr 1989. Mit Pauken und Trompeten war auch die Jugendmusikschule mit von der Partie, sie blickt mittlerweile auf ihr 50-jähriges Bestehen zurück.

Der Förderverein zeigte sich in jedem Fall zufrieden mit der Resonanz aus dem Publikum, und Vorsitzender Walter Paßgang fühlt sich in seiner Meinung bestätigt: „Die Burg ist eben nichts Privates, es handelt sich um ein Gemeinwesen. Und dieses Gemeinwesen muss weiterhin gestärkt und gefördert werden.“ Aber trotz der Freude über zahlreiche Gäste und Veranstaltungen schränkt Paßgang ein: „Wir haben hier auf keinen Fall eine Hüpfburg. Bei Burg Vondern handelt es sich in erster Linie um eine geschichtliche Einrichtung am Rande der Stadt. Mein Ziel ist es, eine Burg zu präsentieren, die Menschen begeistert, die Menschen aber auch an die Geschichte erinnert.“

GEMÜSERAGOUT UNTERM GIPFELKREUZ

Koch Stefan Opgen-Rhein ist für manche ungewöhnliche Idee zu begeistern. Lampenfieber ist dem fernseh-erfahrenen Oberhausener fremd.

Von Martina Nattermann



FOTOS: WALLDORN (1), CONTRACT (1), PRIME (2)
Feuer und Flamme fürs Kochen war Stefan Opgen-Rhein schon immer. Schon früh stand für ihn fest, dass er Koch werden wollte.



Auch in 3000 Metern Höhe kann man Rehrücken genießen, hat Stefan Opgen-Rhein festgestellt.

Rehrücken mit Wurzelgemüseragout und Klößen zu kochen, ist keine wirkliche Herausforderung für einen Koch, der in der gehobenen Gastronomie zu Hause ist. Das Ganze aber auf einem Berggipfel in 3500 Metern Höhe mit mehr als eingeschränktem Equipment zu tun, schon: Freunde haben geholfen, „die nötigen Plörren raufzuschleppen“, er hat versprochen, dafür zu kochen. „Das war witzig“, erzählt Stefan Opgen-Rhein von seinem Trip aufs Zuckerhütl in den Stubaier Alpen. Bergsteigen und Sportklettern liebt der umtriebige 47-jährige Oberhausener Koch. „Zwischendurch muss man sich die Rübe einfach mal freimachen“, sagt er: Sport, mitunter exzessiv, ist dann sein Lieblings-Rezept zum Abschalten von der Arbeit, bei der „die ersten 40 Wochenstunden oft schon am Donnerstag rum“ sind. Es scheint zu funktionieren, denn der Mann mit dem markanten knallroten Schopf und Bart, der seit 1999 das Betriebsrestaurant in der neuen Hauptverwaltung der Stadtsparkasse betreibt und „nebenher“ das Catering-Unternehmen „Aufgetischt“ leitet, wirkt selbst im größten Stress

locker, entspannt und bleibt schlagfertig. Das ist auch einigen TV-Machern nicht entgangen: Seit er vor einigen Jahren erstmals für den Sender Vox vor der Kamera stand, ist der Oberhausener regelmäßiger Gast im Fernsehen.

Koch werden wollte er schon immer. Das war ihm irgendwie schon in die Wiege gelegt: „Meine Eltern hatten das alte Kolpinghaus in Sterkrade und dann 17 Jahre lang die Postkantine in Oberhausen. Da war mein Berufswunsch immer schon klar.“ Sein Vater habe dann erklärt, wenn er Koch werden wolle, solle er erst eine Fleischerlehre machen. Schließlich sei Fleisch das teuerste Produkt, das man in der Küche verarbeite. Damit müsse man sich auskennen. „Und das war gut so“, sagt er über seine mittlerweile 30 Jahre zurückliegende Ausbildung bei der Metzgerei Gerecke: „Ich war immer ein kleiner Träumer. Aber da haben sie mich langgemacht. Man lernt, sich durchzusetzen und kontinuierlich hohen körperlichen Druck auszuhalten, außerdem Ordnung, Sauberkeit und die Liebe zum Fleisch.“ Als Innungsbester schloss Opgen-Rhein schließlich seine Lehre zum Fleischer mit dem



Dem Geheimnis eines perfekten Wiener Schnitzels kommt man am besten in Wien auf die Spur – inklusive Fiaker-Tour.

Schwerpunkt Herstellung von Feinkost ab. Auch bei der sich anschließenden Lehre zum Koch, die er im Restaurant Kockshusen in Essen-Stadtwald absolvierte, glänzte er mit seinen Leistungen: Nach nur 18 Monaten wurde er vorzeitig zur Prüfung zugelassen, die er wiederum als Innungsbester meisterte.

Der früher eher Lernfaule – „Ich hab’s an der Friedrich-Ebert-Realschule in einem Jahr mal auf fünf Blaue Briefe gebracht“, erzählt er über Teenager-Tage, in denen bei ihm der Leistungssport Kanufahren an erster Stelle stand – brauchte plötzlich keinen Anschieber mehr. „Mich hat das alles interessiert, deshalb musste ich gar nicht so viel lernen, das fiel mir leicht.“

Seine erste Kochstelle trat er im Wasserturm in Köln an, einem Zwei-Sterne-Betrieb, danach ging’s zum Victorian in Düsseldorf, ebenfalls Sterne-Gastronomie: „Ich hab das geliebt. Die gehobene Küche ist Kunst – und zwar unter

unheimlich hohem Leistungsdruck. Das hat mir Spaß gemacht.“ Sich in den Sterne-Küchen der Welt zu perfektionieren, das war im Hinterkopf. Doch dann war plötzlich alles anders. Eine Krebserkrankung zwang den erst 24-jährigen Senkrechtstarter zur Beschäftigung mit dem Tod. „Plötzlich waren für mich Familie, Heimat und meine Wurzeln wichtig. Erst wenige Monate zuvor hatte ich meine zukünftige Frau kennengelernt. Mir war klar, dass ich einen Wechsel brauche und hab mich einfach mal ins Blaue hinein beworben.“ Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Im Restaurant „Am Kamin“ in Mülheim bot man dem erst 24-Jährigen die Stelle des Küchenchefs an, der damit wohl nicht nur zu den jüngsten Küchenchefs in NRW gehört hatte und dem Restaurant auch gastronomisch zum Ruhm gereichte: „Wir hatten im ersten Jahr schon 15 Punkte im Gault-Millau“, sagt er nicht ohne Stolz. Die Punkte im gleichnamigen Restaurant-Führer sind neben den

Michelin-Sternen die begehrteste Auszeichnung der Haute Cuisine. Wobei die Maximalpunktzahl von 20 bislang in Deutschland noch nicht vergeben wurde.

Als dann die Post ihre Kantine in Oberhausen schloss und seinen Eltern daraufhin das Telekom-Kasino in Duisburg angeboten wurde, stand die Frage im Raum, ob er dort mit einsteigen wolle: „Kantine und Catering wollte ich nie machen. Ich wollte Sterneküche.“ Und doch entschloss er sich, die neue, andere Art der Herausforderung anzunehmen und arbeitete drei Jahre mit im elterlichen Betrieb, bevor er ihn zu Beginn des Jahres 1999 selbst übernahm und das Catering-Label „Aufgetischt“ an den Start brachte.

Bei einer der Veranstaltungen, bei denen er auftrifft – an einem Samstagmorgen im Rheinischen Industriemuseum – nahm ihn der Sterkrader Propst Michael Ludwig beiseite und fragte, ob er sich vorstellen könne, mitzuwirken, die Bernardus-Kirche zu einer Veranstaltungsgastronomie umzubauen und als Pächter zu betreiben. „Ich war sofort Feuer und Flamme. Da bin ich getauft worden und war Messdiener. Die Kirche ist wunderschön.“ Noch übers Wochenende habe er mit seiner Frau zwei Vorschläge erarbeitet – einen, der sich mit weniger finanziellem Aufwand umsetzen lassen würde, einen teureren. Die edlere Variante wurde 2007 umgesetzt: „Allein wir haben da schon eine Viertelmillion reingesteckt“, erzählt er über das von ihm geliebte Projekt. „Wir haben einen sehr hohen Aufwand betrieben, aber die Preise, die man dafür nehmen muss, wenn man kaufmännisch keinen Selbstmord begehen will, sind in Oberhausen nicht

zu erzielen.“ Schweren Herzens entschloss man sich deshalb den Vertrag nach fünf Jahren nicht zu verlängern.

Zwischenzeitlich hatte das Opgen-Rhein-Team im Jahr 2008 schon das Betriebsrestaurant der Sparkasse übernommen: „Das parallel laufen zu lassen, war ein echter Kraftakt.“ 200 Essen werden dort werktäglich mittags zubereitet – rund die Hälfte der Besucher sind Sparkassen-Mitarbeiter, die andere Hälfte „Laufkundschaft“. Einem Abendrestaurant mit mediterraner Ruhrpottküche, das Opgen-Rhein zusätzlich in den schicken Räumlichkeiten installiert hatte, war – trotz ebenfalls bester Bewertungen im Gault-Millau – wirtschaftlich kein Erfolg beschieden. Es wurde wieder aufgegeben.

„Unser Hauptstandbein ist heute das Catering“, sagt der 47-Jährige. Zu viert wird in der Küche gearbeitet, mit Aushilfen zählt das Gesamtteam rund 20 Köpfe. Und langweilig werde das früher so ungeliebte Catering-Geschäft nie: „Wir lassen uns immer was einfallen. Für bestimmte Ereignisse oder Unternehmensanlässe den richtigen Rahmen zu kreieren, ist Herausforderung und macht Spaß.“ Da wird schon mal in alten Industriehallen gekocht oder es werden besondere Rezepte für ein Firmenmotto umgesetzt: „Dafür sind die Leute dann auch bereit zu bezahlen.“

Als der Fernsehsender Vox 2009 anfragte, ob Opgen-Rhein bereit sei, für die Sendung „Unter Volldampf“ fünf Hobbyköche fünf Tage lang in seiner Küche gegeneinander antreten zu lassen, hat er zwei Tage überlegt – „schließlich mussten wir das Restaurant dafür fünf Tage geschlossen halten“. Aber dann hat er zugesagt. Und das

Ganze letztendlich nicht bereut: „Das war meine erste Fernseherfahrung. Und ich fand es echt toll. Aber es war auch eine Mehr-als-80-Stunden-Woche. Das war wirklich verrückt.“ Danach habe es vorerst auch keine weiteren Fernseh-Aktivitäten gegeben. Bis letztes Jahr im April Kabel 1 eine Reportage über die besten Kantinen Deutschlands drehen wollte und ein Gast den Betrieb dafür empfohlen hatte. „Samstags kam der Anruf vom Produzenten.“ Ob er Lust hätte mitzumachen. „Klar, gerne“, habe er gesagt – und dann doch rotiert, als er hörte, dass schon dienstags gedreht werden sollte... Die Aufnahme scheint allerdings nicht so schlecht gewesen zu sein, denn schon bevor die Sendung ausgestrahlt wurde, meldete sich der Sender erneut. „Die wollten mehr mit mir drehen.“ „Abenteuer Leben“ heißt das Sendeformat, für das Stefan Opgen-Rhein seit April 2015 schon sieben Mal vor der Kamera stand: „Das ist eine Art Sendung mit der Maus für Erwachsene“, sagt er amüsiert. Für eine Folge etwa ging er in Wien auf Schnitzeljagd, um in diversen Küchen das Geheimnis der besten Wiener Schnitzel zu ergründen. „Seitdem dreh ich eigentlich regelmäßig.“ Demnächst geht's wieder los: Auf der Suche nach der besten Stadionwurst der Republik. „Das geht nur, weil ich das große Glück habe, so ein tolles Team zu haben. Das ist eine Bombentruppe“ sagt er über seine Geschäftsführerin Susanne Wätzold und das ganze Team. „Sonst könnte ich gar nicht weg.“

Lampenfieber kennt der Oberhausener übrigens nicht: „Die Kamera stört mich überhaupt nicht. Ich hab kein Problem mit Öffentlichkeit.“ „Abenteuer Leben“ mag er, weil er sich dafür nicht verstell-

Für das Oh!-TV-Format „Iss watt – der Pott Talk“ steht Stefan Oppen-Rhein regelmäßig vor der Kamera – hier mit Ebertbad-Chef Hajo Sommers.



len müsse: „Ich hab ein Skript, aber keine Regieanweisung. Das ist ganz locker.“

Seit kurzem hat der Mann mit dem roten Wuschelkopf, dessen Farbe mal an Pumuckl, mal an Campino, mal an Tomatenmark erinnert, sein eigenes TV-Format: im Internet-Sender Oh-TV: „Iss watt – der Pott-Talk“: „Ich koche mit bekannten Menschen aus Oberhausen.“ Hajo Sommers hat schon mit ihm gebrutzelt und gefachsimpelt, ebenso Musikerin und Komödiantin La Signora oder Ex-RWO-Kapitän Benny Reichert. Alle zwei Monate gibt's einen Dreh. „Das mach ich total gerne. Kochen und mit Leuten quatschen. Herrlich.“

Denn neben dem Sport, für den er auch schon mal um 5 Uhr aufsteht, findet er Entspannung auch weiterhin beim Kochen und gemeinsamen Essen – am liebsten mit der Familie,

Frau Sabine, dem 18-jährigen Sohn und der 15-jährigen Tochter, oder mit Freunden.

Und was isst einer, der beruflich täglich mit Mousse von der geräucherten Bachforelle oder Hummerschaumsüppchen mit Kaiserschotencreme zu tun hat, gerne privat? „Für mich koch ich inzwischen häufig vegetarisch oder vegan, weil's mir schmeckt und ich mittlerweile sehr sensibel geworden bin, was die Auswüchse der Massentierhaltung angeht.“ Ganz hat der gelernte Fleischer seine Liebe zum Fleisch aber nicht verloren. „Aber es muss halt richtig gut und artgerecht gehalten sein. Ich will mit gutem Gewissen essen können.“

Schwach wird der Kochkünstler ansonsten bei gut gemachten Bratkartoffeln mit Spiegelei. Und wenn sein Vater Frikadellen zubereitet: „Er macht die besten Frikadellen der Welt.“

BESTE BOTSCHAFTER

Die Gästeführer Michael Weier und Ingo Dämgen zeigen nicht nur Auswärtigen das bunte Oberhausen

Von Helmut Kawohl



◀ Michael Weier als „Günni“ beim 1. Tag der Trinkhallen.
 ▶ Historischer Stadt-Spaziergang mit Ingo Dämgen durch Sterkrade.



FOTOS: WALKEN (6), BÖGERHOLZ (1)

Früher rein touristisch gesehen Niemandland, ist Oberhausen seit dem Umbau des Gasometers zur Ausstellungshalle und der Eröffnung des CentrO Mitte der 1990-er Jahre bis heute ein lockendes Ziel für auswärtige Besucherinnen und Besucher. Die Neue Mitte der Stadt mit vielen Attraktionen auf engstem Raum war nicht nur die Geburtsstunde für den Tourismus in Oberhausen, sondern auch die für eine bis dato in unserer Stadt eher unbedeutende berufliche Tätigkeit – die des Gästeführers. Michael Weier und Ingo Dämgen, beide von Hause aus studierte Geographen, beackern seit den Anfängen des touristischen Booms dieses weite Feld, aus dem Duo wurde kürzlich mit Silvia Golz ein Trio. Überraschend: In dieser Reihenfolge sind die drei Oberhausener auch aktuell die drei Vorsitzenden des Vereins der Gästeführer und Gästeführerinnen im Ruhrgebiet mit seinen knapp 100 Mitgliedern.

„Jede Stadt braucht Gästeführer als Botschafter“, weiß Michael Weier (60). „Für Gäste sind sie oft die einzigen

Einheimischen, die sie beim Besuch der Stadt kennenlernen. Ist der Gästeführer gut, ist die Stadt gut – oder umgekehrt.“ Sprache, Charakter und Freundlichkeit seien ganz entscheidende Kriterien. 1994 gründete Michael Weier seine Agentur ConTour, die heute Städtereisen und Tagestouren durch die Metropole Ruhr, Führungen zu den Sehenswürdigkeiten an Rhein, Ruhr und Emscher, Stadtrundfahrten per Bus oder Fahrrad sowie Stadtrallies mit besonderen Aktivitäten veranstaltet.

„Mit dem Bau des CentrO ging es 1994 in Oberhausen los“, erinnert sich Weier. Es folgten drei Jahre später erste Kooperationen mit Oberhausens neuem Tourismus-Chef Axel Biermann, heute Geschäftsführer der Ruhr Tourismus GmbH. „Einen großen Schub brachte 1999 die Landesgartenschau Olga, da haben wir im Steigerhaus zwei Gruppen Gästeführer für die Olga geschult.“ Ingo Dämgen begleitete 2002 erstmals eine Stadtrundfahrt und ließ sich von Michael Weier zum Gästeführer schulen. Weier hatte gemeinsam mit der Industrie- und Handelskammer ein deutschlandweit gültiges Zertifikat für Gäste-

führer entwickelt und führt auch derzeit wieder in 160 Seminarstunden neue Interessenten an diesen Job heran.

Bei den Stadtführungen kommt es nicht vorrangig darauf an, Zahlen, Daten und Fakten zu vermitteln, sondern Zusammenhänge zu erklären, Atmosphäre zu erzeugen und auch mal die eine oder andere schrullige Geschichte zu erzählen. Ingo Dämgen: „Wir müssen beobachten, was die Menschen übersehen und sie darauf aufmerksam machen. Wenn wir mit Oberhausenern durch ihre Stadt fahren, sind die oft erstaunt, was sie alles Neues entdecken.“ Es soll ja auch heute noch Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt geben, die noch nie im oder auf dem Gasometer waren...

Der Trend bei den Gästeführungen geht hin zu Inszenierungen, weiß Michael Weier. Und da fühlt er sich in seinem Element, schlüpft gern in verschiedene Rollen und auch Kostüme. Wenn er als Hüttendirektor Gottlob Julius Jacobi ebenso humorvoll wie sachkundig durch die 1758 entstandene St. Antony-Hütte führt, fallen seine Gäste in ein Zeitloch.

Als Günni begleitete er in Trainingsanzug und Badelatschen Gäste auf ihrer Buden-Tour anlässlich des 1. Tages der Trinkhallen im Ruhrgebiet. Und als Wachtmeister Konrad zeigt er neuerdings gemeinsam mit Hausmamsell Minna, gespielt von Kathrin Parol, Kindern ab sechs Jahren die Stadt Oberhausen in ihrem Gründungsjahr 1929. Weiers schauspielerisches Talent ist nicht zu leugnen. Seit er mal die Rolle eines Gästeführers in der Stadttheater-Produktion „Gierig nach Lirich“ in der alten Babcock-Kantine an der Duisburger Straße spielte, ist seine Leidenschaft für dieses Genre ohnehin geweckt. Bei einem Workshop im „Mondpalast“ in Wanne-Eickel lernte er Ändi Hußmann kennen, mit ihm stand er seitdem schon in kleineren Eigenproduktionen auf der Bühne.

Stadtrundfahrten sind beliebt

Viel unterwegs im Auftrag der Oberhausener Wirtschafts- und Tourismusförderung GmbH, des LVR-Industriemuseums, der Gasometer Oberhausen GmbH, der Volkshochschule und des Verkehrsvereins ist Ingo Dämgen, der Führungen auch in Niederländisch und Englisch macht. Ihn erstaunt, dass sich Menschen aus dem östlichen Ruhrgebiet sehr für das westliche Ruhrgebiet mit Städten wie Oberhausen interessieren, umgekehrt aber kaum. Dämgen

ist begeisterter Radfahrer, weiß aber, „organisiertes Radeln ist eher die Ausnahme“. Im Kommen seien wieder die klassischen Stadtrundfahrten mit dem Bus, was ihn auch ein klein wenig wundert: „Natürlich gibt es hier schöne Sachen zu sehen, Vergleichbares gibt es aber auch in Duisburg, Essen oder Dortmund. Und wir fahren hier ja von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit durch ganz normale Wohngebiete.“

Während in der Anfangsphase der Neuen Mitte vor 20 Jahren viele Stadt- und Raumplaner aus dem benachbarten Ausland und asiatische Gäste nach Oberhausen gekommen seien, spielt heute nach Worten Dämgens die Familie eine große Rolle bei den Rundfahrten. Da gibt es als Anlass nicht nur die Ehemaligen-Treffen, sondern auch Hochzeiten und runde Geburtstage. „Ich hab' hier mal gearbeitet, ich hab' hier mal gewohnt...“, heißt es dann oft im Bus und ehemalige Oberhausener zeigen sich positiv überrascht über den Wandel der Stadt, den sie jetzt vor Ort erleben. „Klar, Vorurteile gibt es hin und wieder auch noch“, räumt Dämgen ein, „und manche meinen, das ganze Ruhrgebiet an einem Tag kennenlernen zu können, haben aber nicht im Blick, dass das von der Distanz her überhaupt nicht machbar ist.“

Nonnen verwehrt Einlass

Auch wenn die Arbeitersiedlung Eisenheim – die älteste im Ruhrgebiet – immer noch gut ziehe, sei das Thema Industriekultur doch eher schwer zu vermitteln. Stadtspaziergänge durch die alte Mitte Oberhausens rund um Rathaus, Hauptbahnhof, Friedensplatz und Altmarkt seien dagegen beliebt. Ebenso die Rundgänge Kaisergarten, Schloss, Slinky-Brücke, Gasometer und Centro oder die nächtlichen Fackelführungen am Kanal zur Geschichte der Emscher-Region. Auch Dämgens literarischer Rundgang im Rahmen des 1. Sterkrader Lesesommers 2016 war ein Renner. Knapp 50 interessierte Bürgerinnen und Bürger fanden es bei der zweistündigen Tour spannend, zu erfahren, dass die Nonnen im damaligen Zisterzienserinnenkloster Sterkrade 1648 dem päpstlichen Nuntius Fabio Chigi, der spätere Papst Alexander VII., nach erfolgreichem Friedensschluss in Münster auf dessen Reise nach Aachen keinen Einlass gewährten und jegliches Gastrecht verweigerten. „An dieses unmenschliche Volk wird der scheußliche Name des Ortes Sterkenroden erinnern in allen Ländern der Erde!“, soll Chigi getobt haben... Was zeichnet einen guten Gästeführer aus? „Er muss gut mit Menschen umgehen können, flexibel sein, kommunikative Fähigkeiten haben und sich in



◀ Polizist Konrad (Michael Weier) und Hausmamsell Minna (Kathrin Parol) zeigen Kindern die Stadt im Jahr 1929.
▼ Fundiertes Wissen: Gästeführer Ingo Dämgen.



Als Hüttdirektor Gottlob Jacobi führt Michael Weier humorvoll wie sachkundig durch die St. Antony-Hütte.



Bei den Stadtrundfahrten macht Ingo Dämgen (r.) einen Stopp an der St. Antony-Hütte.



der Geschichte und Kultur seiner Stadt gut auskennen. Schließlich erzählen hier Ureinwohner ihre Gegend“, schmunzelt Michael Weier. Wichtig sei, mit Herzblut an die Aufgabe heranzugehen, frisch und lebendig aufzutreten. An Verstärkung sei man durchaus interessiert, denn häufig komme es noch zu Engpässen bei der Besetzung von Terminen.

Ideen für künftige neue Themenführungen haben beide Gästeführer. Häufig nachgefragt würden Touren in zwei Richtungen: nach oben auf Türme und Dächer, nach unten in alte Kinosäle, Bunker oder die Kanalisation. Dies sei aber schwierig zu realisieren. In Vorbereitung sei eine Tour zur Baugeschichte der drei Oberhausener Gotteshäuser Christuskirche, Josefkirche und Unsere Liebe Frau. Und der nächste Weltgästeführer-Tag 2017 wird auch in Oberhausen unter dem Thema „Reform – Zeit für Veränderungen“ stehen.

Bei Rot über die Ampel

Die eine oder andere nette Episode haben die beiden Gästeführer natürlich im Laufe der Jahre auch erlebt: So saß Ingo Dämgen bei einer Bustour mit uniformierten Polizeianwärtern erzählend vorn auf dem Sitz des zweiten Fahrers, als der Bus schnell vom Altmarkt weg musste. Er parkte für

einen Moment verbotswidrig und die Politessen waren bereits im Anmarsch. Der Bus, es war ein Fahrschulbus der Polizeiverwaltung, kam aber nicht vom Fleck – Dämgen stand die ganze Zeit kräftig mit dem Fuß auf dem zweiten Bremspedal... Der Gästeführer schmunzelnd: „Bei dieser Tour mit angehenden Polizisten hat der Fahrer übrigens auch mehrmals bei Rot Fußgängerampeln überquert.“

Michael Weier erinnert sich noch gern daran, wie er bei seinen ersten CentrO-Touren oft Nachwuchs Frederik – mit dem heute 18-jährigen wandert Weier regelmäßig auf europäischen Fernwanderwegen – im Sportbuggy dabei hatte und sich die weiblichen Teilnehmer stets darum rissen, den Sohnmann schieben zu dürfen. Und beim Start einer Busfahrt mit älteren Damen gerieten die in helle Aufregung, als sie sich anschnallen sollten. Weier sorgte

für den Hit, als er per Mikro bekanntgab: „Keine Panik, ich komm' jetzt durch und schnell! Sie alle persönlich an. Das ist im Paket mit drin!“

Gästeführer zu sein ist durchaus ein Fulltime-Job, wobei die meisten der rund 200 Gästeführer im Revier diese Aufgabe noch nebenbei wahrnehmen. Strampeln ist aber durchaus angesagt, denn das Geschäft ist saisonabhängig mit Spitzenzeiten im Mai/Juni und dann noch mal im September/Oktober. Allround-Talent Michael Weier hat aber auch hier vorgesorgt, ist seit fünf Jahren beruflich zudem als Redner bei Trauerfeiern tätig. Er lacht: „Gästeführer und Trauerredner haben ja eines gemeinsam, sie sprechen beide über verstorbene Menschen...“

Im Juli
1967
gegründet



FOTOS: STUMPF (6), ARCHIV FRIEDENSDORF (5), PREUSS (1)

ES BEGANN IN VIETNAM

Friedensdorf International hilft seit 50 Jahren verletzten und kranken Kindern aus Kriegs- und Krisengebieten

Von Astrid Knümann

Das neue „Dorf“ an der Pfeilstraße in Schmachtendorf.



Fünf Jahrzehnte Friedensdorf-Hilfe für Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten – das ist Grund genug, sich an die Wurzeln dieser Arbeit zu erinnern. Die Motivation war und ist: weltweiter Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden und konkrete Hilfe für Menschen in Not. Das Friedensdorf, das seine Arbeit nahezu ausschließlich über Spenden finanziert, wurde im Juli 1967 gegründet. Ziel war es, Kindern aus dem Nahen Osten und Israel in der Zeit einer militärischen Auseinandersetzung in dieser Region zu helfen. Dieser Konflikt war nach sechs Tagen beendet, so dass es dieses Einsatzes nicht mehr bedurfte. Doch mit Vietnam brachte da schon ein anderer Kriegsschauplatz Leid und Elend.

Die eigentliche Geschichte des Friedensdorfes begann folglich mit dem Vietnamkrieg, der in elf Jahren unzählige Menschenleben forderte. Seither ist die Geschichte Vietnams und die des Friedensdorfes eng miteinander ver-

bunden. Auch heute noch, da die Einzelfallhilfe für dieses Land eingestellt werden konnte und die Projekte in dem Land selbstständig funktionieren – unter vietnamesischer Regie.

Die ersten Patienten, die ins Friedensdorf kamen, waren vietnamesische Kinder und Jugendliche mit schwersten Verletzungen sowie Mädchen und Jungen, die aufgrund fehlender Therapien in ihrer Heimat mit weiteren Erkrankungen nach Deutschland kamen. Peter Stöbe, Leiter des Friedensdorfes von 1971 bis 1975, erinnert sich, dass es ehrenamtliche Ärzte in Südvietnam waren, die Kontakte zu Behörden, Polizei und Militär knüpften, um die betroffenen Kinder zu erreichen. In Deutschland wurden zeitgleich Krankenhäuser gesucht und gefunden, die Betten und medizinische Leistungen kostenfrei zur Verfügung stellten, um die Kinder und Jugendlichen zu behandeln. Die Kinder und Jugendlichen, die schließlich im Dezember 1967 nach Deutschland kamen, litten mehrheit-

lich an den Folgen von Napalm-Verbrennungen. 1972 waren mehr als 100 junge Vietnamesen in der Obhut des Friedensdorfes.

Sie legten den Grundstein für das erste Hauptstandbein der Friedensdorf-Arbeit – die Einzelfallhilfe. Schon die Gründer des Friedensdorfes wollten, dass die jungen Patienten nach ihrer medizinischen Rehabilitation in ihre Heimat zurückkehren sollten. Und tatsächlich kehrten 1974 die ersten Kinder und Jugendlichen, die in Deutschland erfolgreich behandelt worden waren, heim zu ihren Familien. Mit dem Kriegsende 1975 änderte sich die Lage. Das Land wurde unter nordvietnamesischer Führung wiedervereint. Für die südvietnamesischen Kinder und Jugendlichen im Friedensdorf wurde damit die Rückkehr unmöglich; die neue Regierung in Vietnam verweigerte ihnen dies. Doch auch seitens des Friedensdorfes habe es Versäumnisse gegeben, räumt die heutige Leitung ein. Vereinsinterne Auseinandersetzungen,

die auch dem damaligen Zeitgeist geschuldet waren, machten es der neuen vietnamesischen Führung einfach, einer Rückkehr der Friedensdorf-Kinder nicht zuzustimmen.

Und so waren etwa 100 Kinder und Jugendliche aus Vietnam in Oberhausen „gestrandet“. Ihr Status musste geklärt, ihre Zukunft geplant werden. Bis in die 1980er Jahre hinein war dies eine Hauptarbeit des Friedensdorfes. Erschwerend kam hinzu, dass die Beziehungen zu Vietnam in den ersten Jahren nach Kriegsende abbrachen und erst zehn Jahre später wieder mühsam aufgenommen werden konnten. Diesen Erfahrungen folgten Konsequenzen. Eine Rückführungsgarantie für die kleinen Patienten in ihre Heimatländer ist seither Bedingung für die Ausreise der Kinder zur medizinischen Behandlung nach Deutschland. Zudem ist die überparteiliche Position des Friedensdorfes unverbrüchliche Basis der Arbeit. So wird die Rückkehr der Kinder auch unter sich verändernden Regierungsverhältnissen in ihren Heimatländern nicht gefährdet.

Mit dem Beginn der Vietnam-Hilfe begann auch das zweite Standbein des Friedensdorfes - die Projekt-Arbeit vor Ort. Eine Rehabilitationseinrichtung im vietnamesischen DaLat bildete den Auftakt. 1973, also noch während des Krieges, wurde die Hilfsstation „Mimosa“ gebaut. Es folgten viele weitere Einrichtungen wie Orthopädiewerkstätten, Friedensdörfer sowie Schulen. Hinzu kamen mehr als 100 Basisgesundheitsstationen in Vietnam, die die medizinische Grundversorgung der Menschen sicherstellen.

2011 fand die letzte Dienstreise eines Oberhausener Friedensdorf-Teams mit

dem heutigen Leiter, Thomas Jacobs, nach Vietnam statt. Fazit: Stationen und Friedensdörfer leisten gute Arbeit, es gibt eine funktionierende medizinische Infrastruktur, so dass Kinder nicht mehr zur Behandlung das Land verlassen müssen. Nicht überwunden sind jedoch die Spätfolgen des Krieges; es werden auch heute noch Kinder mit Missbildungen geboren – vermutlich Folgen des Entlaubungsgiftes „Agent Orange“, Menschen leben mit verseuchtem Wasser und kontaminierten Böden. Inzwischen hat sich vieles im Friedensdorf verändert:

Als ich die Einrichtung kennenlernte, hatte das „Dorf“ in Schmachtdorf noch den Charme einer Wohngemeinschaft, im Büro uralte Möbel, eine durchgessene Couch, das Begrüßungskomitee: ein Hund. Das war eine ganz andere Chefetage als die, die ich bislang erlebt hatte. Das galt übrigens nicht nur für Räume und Möbel, sondern auch für den damaligen Chef Ronald Gegenfurtner mit Rauschbart und unverzichtbarer Zigarette. Im Friedensdorf lernte ich dann ein junges Mädchen aus Georgien kennen, das auf den klingenden Namen Madonna hörte und ein großes Ziel hatte: Sie wollte Klavier spielen. Doch Madonna hatte aufgrund eines Gendefekts verkrüppelte Hände, die scheinbar jede Feinmotorik verboten. Und das war nicht einmal der Grund, warum Madonna in Deutschland medizinische Hilfe brauchte. Ein Bein wuchs nicht mit und musste mit aufwändigen Operations- und Therapiemaßnahmen gestreckt werden, sollte das junge Mädchen einmal weitgehend beschwerdefrei laufen können.

Madonna lernte beides: laufen und Klavier spielen – und Strümpfe stricken.

Die junge Georgierin beeindruckte mich auch mit ihrem Sprachtalent; schon in kurzer Zeit beherrschte sie die deutsche Sprache und half mit Übersetzungen, wo immer es nötig war. Mir hat sie einmal erzählt, dass sie durch die medizinische Hilfe im Friedensdorf in ihrer Heimat ein neues Leben beginnen könne – auf zwei (beinahe) gesunden Beinen. Doch sie werde eines vermissen: „Die Freunde aus den anderen Ländern, die ich hier gefunden habe.“

Madonna lebte mehr als ein Jahr in dem „Dorf“, dessen Bau 1967 begann. Dabei half die britische Rheinarmee ebenso wie Bundeswehr, Bereitschaftspolizei und andere Gruppen. Bis auf das damalige Rehabilitations-Zentrum, das erst im August 1971 eingeweiht wird, war im Februar 1971 der Bau des Friedensdorfes in Oberhausen abgeschlossen. Doch die steigende Nachfrage in der Einzelfallhilfe ließ es im ursprünglichen Friedensdorf immer enger werden, hinzu kamen neue Bestimmungen für die Unterbringung der Kinder.

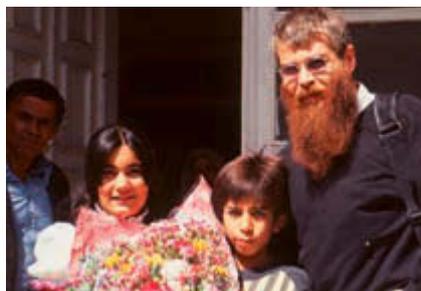
Die Entscheidung fiel für eine neue Zentralstelle in Dinslaken, die im Oktober 1995 bezogen werden konnte. Der nächste Schritt zu einem „neuen Dorf“ begann im September 2002: In Anwesenheit von NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement, dem Oberhausener Oberbürgermeister Burkhard Drescher und dem Governor-Ratsvorsitzenden der Deutschen Lions, Klaus Tang, fand während des Dorffestes der offizielle erste Spatenstich zur „Revitalisierung“ des Dorfes statt.

Schon zu diesem Zeitpunkt ist die Liste der Einsatzländer, in denen das Friedensdorf tätig ist, lang. Heute umfasst



▲ Friedensdorf-Leiter Thomas Jacobs mit einigen seiner Schützlinge.
◀ Im „Dorf“ hilft jeder jedem.

Kontaktaufnahme in Afghanistan: der damalige Friedensdorf-Chef Ronald Gegenfurtner.



**1994 erste
Hilfseinsätze
in Angola und
Georgien**

Die Zusammenarbeit mit den hiesigen Krankenhäusern ist ein wichtiger Teil der Friedensdorf-Arbeit.



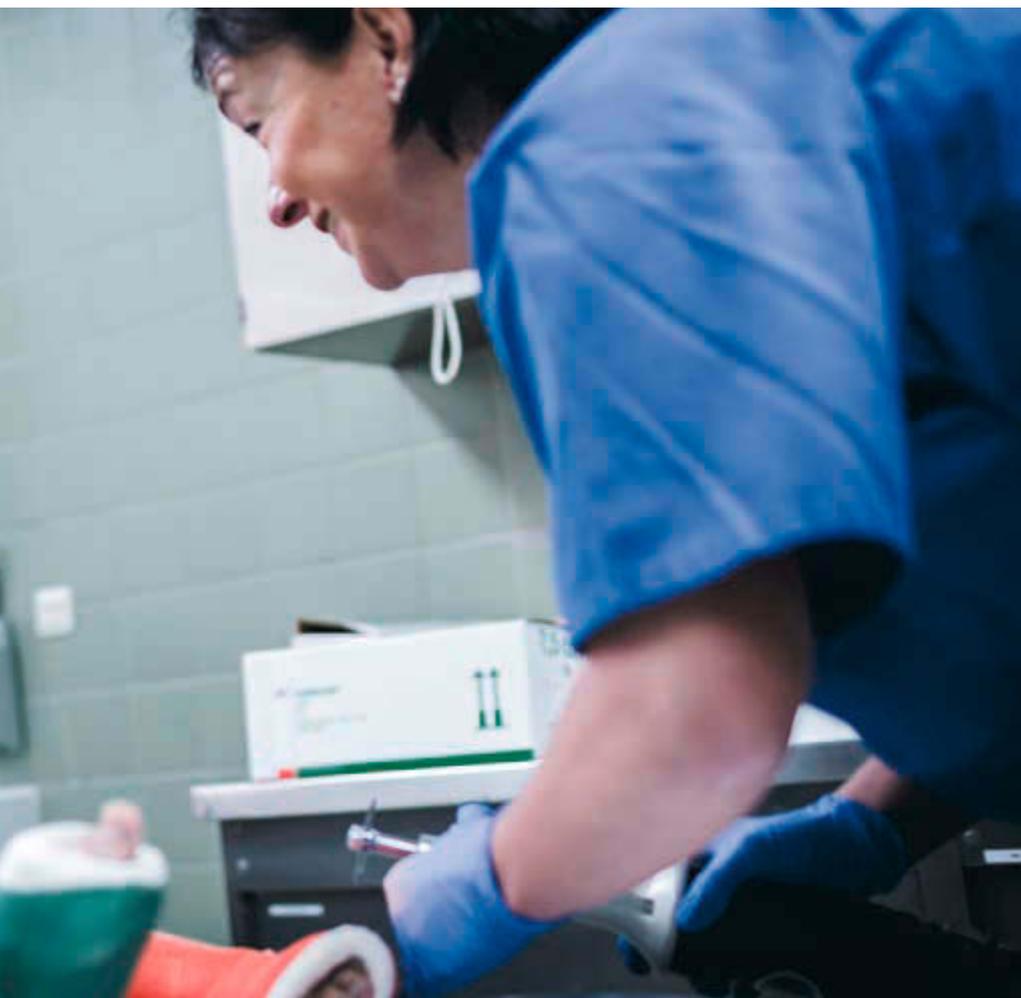
sie mehr als zehn Kriegs- und Krisengebiete von Afghanistan bis Angola und von Usbekistan bis Kambodscha. Im Dezember 1988 brach ein Friedensdorf-Team zum ersten Mal auf nach Afghanistan, um den ersten Hilfsflug vorzubereiten. Im Januar 1994 startete der erste Angola-Hilfseinsatz. Noch im November desselben Jahres flogen die Friedensdorf-Mitarbeiter zum ersten Hilfseinsatz nach Georgien.

Auch ich durfte dabei sein, als im Dezember 1994 die Aktion „Hilfe wird

gepackt“ für Not leidende Menschen in Georgien ins Leben gerufen wurde. Inzwischen gehen übrigens die von Bürgern gepackten Pakete mit haltbaren Lebensmitteln und Hygieneartikeln in mehrere Länder.

1994 hatte ich die Chance, als Journalistin einen Friedensdorf-Einsatz in Tiflis mitzerleben - ein Abenteuer. Da war die damals 36 Jahre alte Frachtmaschine, eine Iljuschin, in der sich Hilfspakete für die Not leidenden Menschen in Georgien stapelten. Da

war die zwölfköpfige, freundliche Crew, die schnell die Fliegeruniform gegen den Trainingsanzug tauschte. In der Luft bei rund 35 Grad drinnen – damit die Tragflächen nicht einfroren – wurden wir ganz schön durchgeschüttelt. Dass eine Ausgabe der Prawda als Abdichtung für die Türdichte, habe ich versucht zu ignorieren. Untergebracht in der Residenz des damaligen georgischen Regierungschefs Schewardnadse konnten wir erahnen, dass hier einmal Luxus herrschte. Nun aber war alles in die



Jahre gekommen. Geld für Sanierungen fehlte. Ein Eindruck, der sich in der Hauptstadt Tiflis bestätigte. Schäden eines Erdbebens waren vielerorts noch immer zu sehen. Dabei beeindruckte mich die Stadt durch eine in vielen Teilen orientalisches anmutende Architektur.

Beeindruckender als jeder Baustil war die Freundlichkeit der Menschen, die uns das Gefühl gaben, herzlich willkommen zu sein. Sie ließen uns hinter die Kulissen blicken - beispielsweise

in einem Krankenhaus. Ich war froh, dass Krankenhäusern in meiner Heimat offensichtlich mehr Finanzmittel zur Verfügung stehen. Mit hohem Engagement versuchten die georgischen Ärzte und Pfleger, ihre Patienten zu versorgen. Doch es fehlte an allem – von Medikamenten bis hin zu Einmalhandschuhen. Bekamen die Mediziner davon Spenden, wurden sie in einem Safe verwahrt – so wertvoll waren sie.

Die 50-jährige Geschichte des Friedensdorfes ist nicht arm an Krisen, die die

Hilfseinrichtung mehr als einmal an den Rand des Ruins brachten. Nach dem Ende des Vietnam-Krieges beispielsweise gingen die Spenden für das Friedensdorf um die Hälfte zurück. Dem Verein drohte 1980 der finanzielle Ruin. „Finanzielle Krisen konnten aber immer dank treuer Spender und des hohen Engagements unserer Mitarbeiter sowie ehrenamtlicher Helfer gemeistert werden“, sagt Friedensdorf-Leiter Thomas Jacobs. Da aber das Spendenaufkommen stets schwer zu kalkulierenden Schwankungen unterliegt, hat sich die Leitung der Hilfseinrichtung im Oktober 2001 entschlossen, die „Friedensdorf-Gemeinschaftsstiftung“ zu gründen - mit dem Ziel, auf der Basis des Stiftungskapitals langfristig die Arbeit der Einrichtung auf finanziell sicherere Füße zu stellen.

Und so konnten und können die Mitarbeiter nicht nur die Einzelfallhilfe weiterführen, sondern auch die Projekte in den jeweiligen Kriegs- und Krisenländern fortsetzen. Im April 1990 startete beispielsweise der Bau einer orthopädischen Werkstatt in Afghanistans Hauptstadt Kabul. Nach nur dreimonatigen Bauarbeiten wurde im Juli 2002 die erste vom Friedensdorf finanzierte Basisgesundheitsstation in Kambodscha eröffnet. Vorbild für das Projekt sind die Basisgesundheitsstationen der Einrichtung in Vietnam. Längst arbeiten auch in Kambodscha viele dieser Stationen, die die medizinische Grundversorgung der Menschen vor allem in ländlichen Gegenden sicherstellen.

Zu den beiden genannten Standbeinen des Friedensdorfes ist im Laufe der Jahre ein drittes hinzugekommen. Neben der konkreten Hilfe sollte die friedenspolitische Bildungsarbeit etabliert werden. Das Friedensdorf Bildungswerk

bekam im Oktober 1987 nach einjähriger Arbeit seine staatliche Anerkennung als Weiterbildungseinrichtung. Im Februar 1997 nahm die Begegnungsstätte des Bildungswerkes ihren Betrieb auf. Heute erreichen die Seminare des Bildungswerkes hunderte von Menschen, die oft auch über mehrere Tage in der Einrichtung wohnen und im Kontakt mit den kleinen Patienten ganz neue, oft nachhaltige Erfahrungen sammeln.

Neue Wege ging das Friedensdorf mit der Eröffnung eines „Interladens“ 1996 in Oberhausen, ein zweiter folgte später in Sterkrade. Hier werden die Sachspenden – von gebrauchter, gut erhaltener Kleidung bis zum Hausrat – an den Mann gebracht. Der Erlös fließt natürlich in die Arbeit der Hilfseinrichtung. Eine Arbeit, die ohne ehrenamtliches Engagement gar nicht möglich wäre. Nicht nur in Oberhausen und in der Dinslakener Zentralstelle werden freiwillige Helfer gebraucht. Vor allem für die Betreuung der Kinder in den Krankenhäusern im Bundesgebiet werden immer wieder Helfer gesucht, die mit Zeit, Einfühlungsvermögen und Liebe den kleinen Patienten die Orientierung in diesem für sie fremden Land Deutschland erleichtern.

Die erste Aktionsgruppe des Friedensdorfes entstand im April 1989 in Sommerkahl, heute gibt es Freundeskreise in vielen Städten Deutschlands. Aus dem weit entfernten Japan erfährt das Friedensdorf seit vielen Jahren eine ungewöhnliche Unterstützung: Nach mehreren Beiträgen im japanischen Fernsehen über die Oberhausener Hilfseinrichtung und einem Besuch der in ihrer Heimat überaus beliebten Schauspielerin und Moderatorin Chizuru Azuma, die alle nur „Chi“ nennen,

meldeten sich mit Beginn des neuen Jahrtausends viele junge Japaner, die für einige Monate im Friedensdorf als Volunteer arbeiten wollten – nur für Kost und Logis. Bis heute wohnen regelmäßig bis zu 20 Japaner im „Dorf“, unterbrechen Job oder Studium, um mit den Kindern und für die Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten in Schmachtendorf zu arbeiten.

Auch die Lions-Clubs Deutschland machten sich für die Einrichtung stark und überreichten Thomas Jacobs und dem stellvertretenden Leiter, Wolfgang Mertens, im Januar 2002 anlässlich ihres 50-jährigen Bestehens über den damaligen Bundespräsidenten Johannes Rau eine Million Euro für die Revitalisierung des Heimbereiches. Noch heute sind die Lions regelmäßige Förderer der Hilfseinrichtung. Auch der Stiftungsrat für Wohlfahrtspflege NRW beschloss im Juni 2003, den Neubau des Therapie- und Lernhauses und die Erweiterung des Rehabilitationszentrums zu fördern und gewährte einen großzügigen Zuschuss für den Umbau von Küche und Speisesaal.

„Viele weitere Personen, Gruppen und Organisationen haben uns im Laufe der fünf Jahrzehnte unterstützt. Wir danken allen für die großen und kleinen Taten zu Gunsten der Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten“, betont Thomas Jacobs. Und was bringt die Zukunft? Jacobs: „Die Einzelfallhilfe steht vor einer Zäsur. Den Kostendruck, unter dem die Krankenhäuser stehen, spüren wir unmittelbar. Dem Friedensdorf stehen weniger Krankenhausbetten zur Verfügung. Der Zeitdruck der Ärzte und des Pflegepersonals zieht heute schnellere Verlegungen unserer Patienten in andere Krankenhäuser nach sich. Inzwischen sind viele Behand-

lungen kostenpflichtig. Alleine in den Haushaltsjahren 2014 und 2015 mussten wir für rund 400.000 Euro geradestehen. Obwohl ein Teil über Drittstiftungen akquiriert werden kann, müssen wir für einen Großteil dieser kostenpflichtigen Behandlungen aufkommen.“

Auch die vermehrt auftretenden multiresistenten Krankenhauskeime bereiten Probleme: Bis 2016 seien 90 Prozent der neu aufgenommenen Patienten vom Flughafen direkt in die Krankenhäuser gebracht worden. Heute werde die Hälfte erst in der Heimeinrichtung auf Infektionen und MRSA-Keim untersucht. Zudem habe sich der administrative Aufwand enorm erhöht, um für die kleinen Patienten so genannte Schengen-Visa zu erhalten. Nur mehr Personal könne dies schultern, sagt Jacobs: „In den vergangenen Jahren haben wir besonderes im Reha-, Pflege- und Heimbereich mehr Planstellen schaffen müssen. Die postoperative Versorgung ist für die Kolleginnen und Kollegen aufwändiger geworden. Dankbar sind wir vor allem den vielen Ärzten, die sich ehrenamtlich in der Reha engagieren.“

Als Folge aus all dem werde die Projektarbeit in den Heimatländern der Kinder in der Zukunft ausgebaut, um dort die medizinische Infrastruktur zu verbessern.

Eines verbindet die Vergangenheit des Friedensdorfes mit seiner Zukunft: „Die meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter leisten weitaus mehr, als in den Dienstverträgen festgeschrieben ist“, betont Thomas Jacobs.



**Arbeit
wird über
Spenden
finanziert**



Ob in Afghanistan oder damals in Vietnam: Ohne die Hilfe des Friedensdorfes hätten viele kriegsverletzte Kinder keine Chance gehabt.

Auszeichnungen

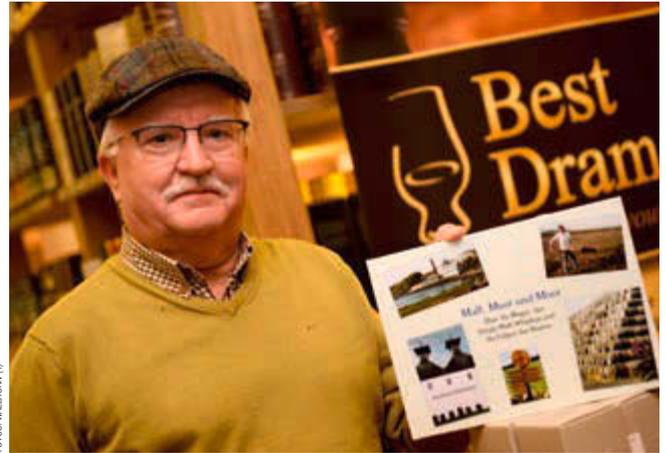
Die Arbeit des Friedensdorfes fand in einigen Auszeichnungen Anerkennung: Internationaler Friedenspreis der Organisation „Children as the Peacemaker“ (1984), Lego-Preis „Ygdrasil“ (1989), „Ehrenplakette für den Frieden“ der französischen Veteranen-Organisation für den Frieden (1990). Stellvertretend für alle Mitarbeiter nahm der im September 2009 verstorbene Dorfleiter Ronald Gegenfurtner im Dezember 1991 das Bundesverdienstkreuz am Bande entgegen. 2007 verlieh der damalige Oberbürgermeister Klaus Wehling den japanischen Volunteers und den hauptamtlichen Mitarbeitern aus Japan die Ehrennadel der Stadt Oberhausen. Eine der wichtigsten Auszeichnungen ist die Verleihung des Spendensiegels des DZI, erstmals im Juni 1992 und seither jährlich.

LIEBE ZUM WHISKY ZWISCHEN ZWEI BUCHDECKELN

In einem Pub in Edinburgh begann die große Leidenschaft des
Oberhausener Journalisten Reinhard Schüssler

Von Gustav Wentz





FOTOS: WOLFGANG H.

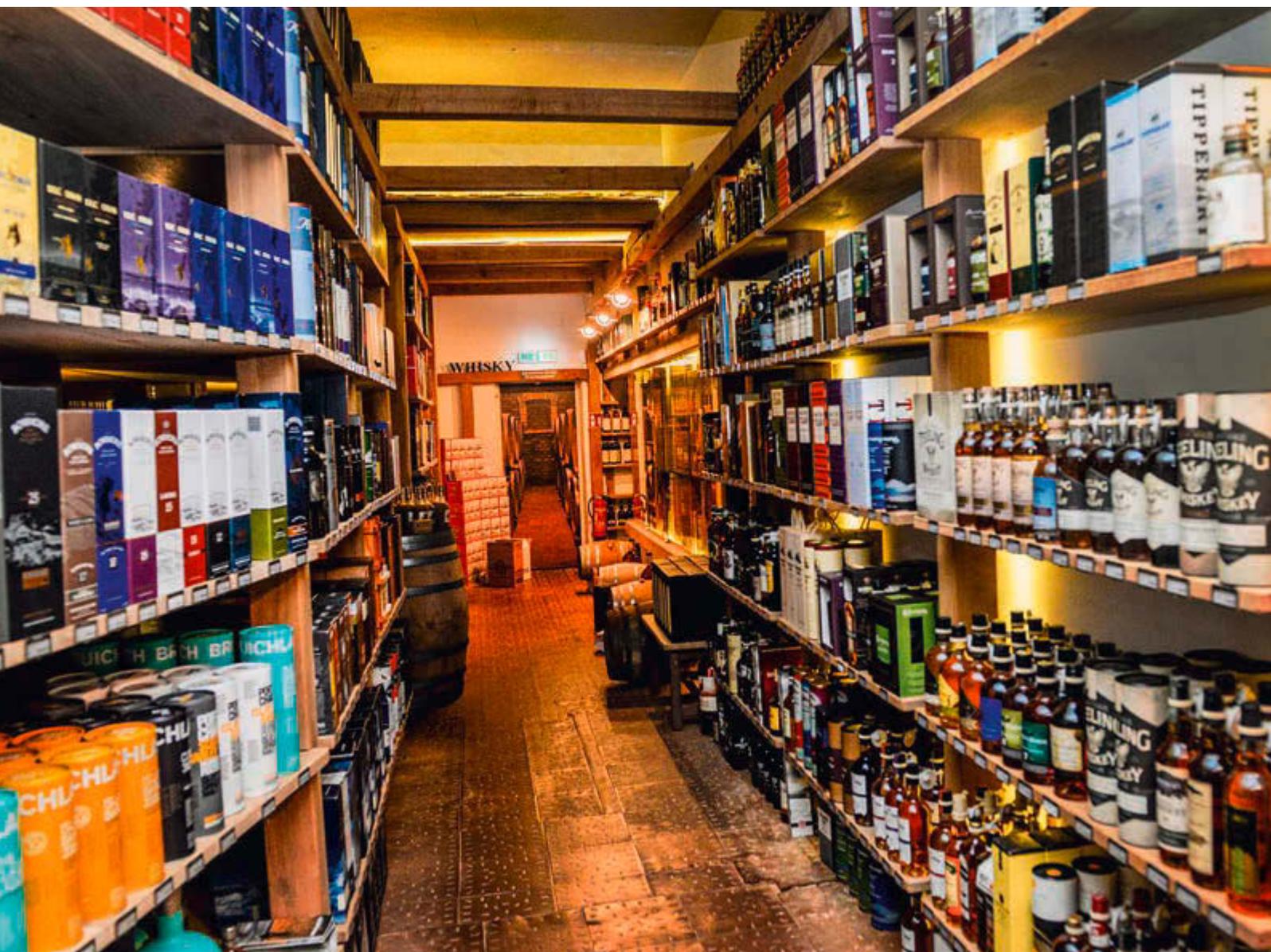
Whisky-Autor Reinhard Schüssler mit Buch und Tweed-Kappe – natürlich aus Harris – im Whiskyhort, wo edle Tropfen vereint sind.

Bis zur Seite 96 muss warten, wer endlich den „Anfang von allem“ ein wenig in Augenschein nehmen will, das „Public House“ (kurz: Pub) „Royal Mile“ in Schottlands Hauptstadt Edinburgh. Wer es nicht weiß, wird allerdings nicht wissen, was da begann – das Buch nämlich, an dessen Ende er jetzt fast angelangt ist. Der Autor von „Malt, Meer und Moor“, der Oberhausener Journalist Reinhard Schüssler, lacht: „Mein Freund Walter sagt das immer. Und es stimmt ja irgendwie.“

Im „Royal Mile“ saßen eines schönen Abends im Jahre 1991 Reinhard Schüssler und zwei Journalistenfreunde, mit denen er immer mal in gemeinsamer Freizeit Städtereisen unternahm. In mächtigen Pint-Gläsern (ein Pint ist ein Schlückchen mehr als ein halber Liter) stand Bier vor ihnen, Schüssler

erinnert sich: „Ich trinke ja auch Bier, aber die großen Pötte habe ich wegen der vielen Flüssigkeit schon nicht so gerne, und das schwarze Guinness trifft auch nicht so ganz meinen Geschmack. Da habe ich es mal mit Whisky probiert. Ich war begeistert, erst recht am Morgen danach und als ich die beiden Jungs beim Frühstück traf, denn ich hatte keinen schweren Kopf. Da fing wirklich alles an.“ Dabei hatte der Wirt ihm mehrere verschiedene Sorten gereicht – „kleine Portionen“, erinnert Schüssler sich. „Alle“, auch daran kann er sich erinnern, „sind mir gut bekommen. Und alle waren Single Malts.“

Reinhard Schüssler (Jahrgang 1946) ist von Beruf Journalist und war viele Jahre lang Sportchef der NRZ, kommentiert heute noch das sportliche Geschehen, aber begann 1991 eine zweite – außerdienstliche – Karriere: Reinhard Schüssler wurde Whisky-Ex-



Blick in die ehemalige Suthoff-Backstube, in der jetzt einige der besten Single Malts der Welt stehen.

perte. Wer sich heute mit ihm unterhält, merkt schnell, dass da einer mit wahrer Leidenschaft spricht, fast beschwörerisch die Aromen des schottischen Nationalgetränks schildert, bloss werden kann vor Zorn über Auswüchse und Geschäftemacherei rund um den Whisky. Ein Liebhaber, ein entflammter. Missionarischer Eifer? Das will er erst nicht hören, aber dann gefällt es ihm schon ein wenig, und dann spricht er immer wieder mal von „meiner Mission“. Zu der gehört es offenbar, Mitmenschen zu überzeugen, zu überzeugen von einem Getränk, an das in unserer Gegend die meisten eher schlechte Erinnerungen haben.

„Das war bei mir nicht anders“, lacht er und erzählt Episoden aus den jugendlichen bis früherwachsenen Zeiten des Whisky-Cola-Trinkens – hat wohl jeder mal mitgemacht. „Wir fanden uns damit natürlich total männlich und kamen uns vor wie Humphrey Bogart und John Wayne, aber dieser Whisky, den es damals bei uns so gab, das war doch der reine Rachenputzer“, schüttelt er sich heute noch, „und dann wurde da noch Cola draufgeschüttet, damit man den Alkohol nicht merkt. Und am nächsten Morgen wird man halbtot wach.“ Jahrzehntelang trank Reinhard Schüssler keinen einzigen Whisky mehr. Bis eben 1991.

Gerste und Quellwasser

Das Interesse war geweckt, vor allem das Interesse an diesem Single Malt, an diesem ursprünglich ziemlich unverfälschten Destillationsprodukt aus gemälzter Gerste und Quellwasser – idealtypisch kommen die Zutaten aus der Nachbarschaft der Destillerie, in

der das Gemisch mehrfach gebrannt wird, bevor es mindestens drei Jahre in einem Holzfass reift. Das sind dürre Worte, die nur zur kurzen Erläuterung dienen. Sie werden den Bearbeitungs-, Gär- und Reifungsprozessen, den dabei entstehenden Aromen und Gerüchen, dem Ambiente von Kupferbottichen, Stahltanks und Holzfässern, in denen sich das alles abspielt, bei weitem nicht gerecht. Wenn Reinhard Schüssler sie beschreibt, dauert das länger ohne langatmig zu sein, man hört, wie schön das sein muss, wie gut das am Ende schmecken muss. Begeisterung pur!

Fortan ging Reinhard Schüssler auf Tour. Jahr für Jahr bereiste er Schottland, fuhr quer durch grandiose Landschaften, kreuzte wilde Inselwelten, setzte seinen Fuß auch auf die Äußeren Hebriden – alles auf der Suche nach Whisky, genauer: nach Malt-Destillieren. Davon gibt es nämlich nicht wenige – 108 sind laut Wikipedia (Stand Oktober 2016) aktiv, weitere im Wiederaufbau oder zur Neueröffnung geplant. Die meisten hat Schüssler besucht, viele der Brennereien erkennt er mittlerweile am Geschmack, denn „tastings“ und „nosings“ (Verkostungen per Trinken oder Riechen) hat er zahllose vor Ort absolviert, aber auch im vertrauten Kreise.

Am schönsten ist Begeisterung bekanntlich, wenn man sie teilen kann. Auch darum scharte Schüssler einen Kreis um sich, dem er offenbar mit Erfolg seine ureigene Zuneigung zu den Produkten schottischer Brennkunst vermittelt. Im Jahr 2000 gründete sich aus den privaten Treffen mit Verkostung mitgebrachter Malt-Brände der „High-

lander Whisky Club Oberhausen 2000 – Die Fassstarken“. Der Begriff „Fassstärke“ bezeichnet das Phänomen, dass das in Fässer gebrachte Malz-Destillat sehr hochprozentig und daher mit Quellwasser auf meist 63 Prozent „herabgesenkt“ (Whisky-Leute hassen den Begriff „verdünnen“) ist. Im Fass verliert der Edelbrand etwas von seiner Stärke, weswegen es in Destillieren und drumherum immer zu riechen und tatsächlich zwischen Gaumen und Zunge zu schmecken ist. „Wenn man eine Destillerie verlässt, hat man mitunter das Gefühl, ein Promille allein eingatmet zu haben“, scherzt Schüssler. „Angel's Share“ (Anteil der Engel) nennen die Destillateure dieses Entfleuchen des Alkohols in den Himmel über Schottland. Kommt der Whisky nach etlichen Jahren (mindestens drei, meist zwölf) in die Flasche, liegt der Alkoholgehalt meist oberhalb 45 Prozent.

Ein Kult eigener Art hat sich um das Herabsenken auf eher trinkbare Stärken entwickelt. Dass das mit Wasser gemacht wird, ist klar, aber mit welchem? Eis („on the rocks“) ist ohnehin ein Tabu, Mineralwasser ebenso. Stilles Wasser, tröpfchenweise zugeführt, muss es sein. Pipetten werden dazu sogar verwendet. Wem das zu „snobby“ ist, der kann auch zum Wasserkännchen greifen, sollte aber eine ruhige Hand haben – damit er nicht zuviel Wasser in den Whisky gießt. Und das Wasser: „Die Brennereien“, weiß Schüssler, „verkaufen in wirklichen Mini-Gebinden angebliches Originalwasser aus der Quelle, aus der sie auch das Wasser für ihren Whisky holen. Sie nehmen dafür viel Geld. Aber Volvic zum Beispiel ist absolut ausreichend,

und außerdem ist unser heimisches Leitungswasser sehr gut.“

Der hohe Preis und der gewisse Kult um eine angebliche Authentizität durch die Auswahl des Wassers ist Schüssler eine Begleiterscheinung des Single Malt-Booms, der nicht nur bei ihm, sondern auch weltweit zu Beginn der 90er Jahre ausgelöst wurde und seither anhält. Es ist viel Geld im Spiel, was schon daran zu erkennen ist, dass die meisten Brennereien in Schottland einem der großen internationalen Luxusgüterkonzerne gehören. Die Zuwachsraten auf der Verkaufsseite sind seit Jahren zweistellig, und angesichts der langen Reifezeiten, die ein guter Whisky braucht, ist klar, dass es irgendwann eng wird. Auch darum erfinden die Produzenten immer neue Tricks, die vor allem unerfahrene Malt-Liebhaber bisweilen vor Rätsel stellen. Als Schüssler „Malt, Meer und Moor“ schrieb, gab er ihm nicht allein den hübschen Titel (auch wenn er fast wie ein „tongue twister“ daherkommt), sondern auch noch einen vielsagenden Untertitel: „Über die Magie des Single Malt Whiskys und die Folgen des Booms“. Da ist Schüssler dann nicht mehr der „Malt-Missionar“, sondern der kritische Journalist, der mit beharrlicher Recherche und genauem Hingucken die eine oder andere „Sauerei“ im Business rund um das edle Getränk aufdeckt und benennt. Hier und da wird er deutlich, etwa wenn es um die professionellen Whisky-Experten geht, die sich schreibend betätigen und alle paar Jahre zu gänzlich verschiedenen Urteilen kommen – je nachdem wer ihre Expertise bezahlt. Wer sich auf der Suche nach gutem Whisky auf

Geschäftsführer Jürgen Schneider gibt gern Unterweisungen im Whisky-Verkosten – sei es per Tasting oder Nosing.

2000
Whisky-Sorten



„Ergebnisse“ in Fachzeitschriften ver-lassen will, sollte sehen, welche Anzei-gen den Beitrag begleiten.

„Aushängeschild für die Stadt“

Umso froher ist Schüssler über den „Whiskyhort“ (www.whiskyhort.de), der seit dem 31. Januar 2015 Kunden und Liebhabern, was oft identisch ist, an der Nohlstraße offen steht. In der früheren Suthoff-Backstube entfaltet sich das Whisky-Reich, dessen Kernstück über 2000 Whiskys sind – daneben gibt's auch speziellen Rum, Gin, Obst-brand, Schokoladen, Gläser und manches

mehr. Schüssler hatte das Geschäft zu-nächst mit leichtem Misstrauen inspi-ziert, war dann aber schnell überzeugt: „Der Inhaber ist ein cleverer Geschäfts-mann aus der IT-Branche, der sein Geld gut anlegt und weiß, dass Whisky Ren-diten erzielt, von denen anderswo nur zu träumen ist.“ Und Geschäftsführer Jürgen Schneider – früherer Wirt der Kult-Kneipe „Distel“ - ist ein ausgewie-sener Kenner guter Whiskys.

Clou des Shops, der auch erfolgreich beim „Feierabendmarkt“ auf dem Saporishja-Platz auftritt, sind die „Mini-



Schottischer Trinkspruch

Das Buch „Malt, Meer und Moor – Über die Magie des Single Malt Whiskys und die Folgen des Booms“ (ISBN 978-3-00-049664-6) ist in mittlerweile dritter Auflage auf dem Markt, ist komplett von Reinhard Schüssler geschrieben, gestaltet und mit eigenen Fotos („alle nicht nachbearbeitet“, wie er betont) versehen. Zu haben ist es in Oberhausener Buchhandlungen sowie im Whiskyhort an der Nohlstraße 76. Es steht unter dem Motto eines schottischen Trinkspruchs, der Schüssler besonders gefällt: „Lang may yer lum reek!“ (Lang möge Dein Schornstein rauchen)

Tastings“, die meist donnerstags veranstaltet werden. Gegen relativ geringen Kostenbeitrag und ohne Voranmeldung werden Kostproben („drams“) fünf verschiedener Sorten präsentiert und verkostet. „Der Whiskyhort“, lobt Schüssler fast im Überschwang, „hat Oberhausen auf die Karte des europäischen Whisky-Publikums gebracht und ist ein wahres Aushängeschild auch für die Stadt.“ Die derzeit teuerste im Whiskyhort stehende Flasche kostet etwas mehr als 8000 Euro und ist eine Single Malt-Abfüllung von 1953. Schüssler schätzt den hier versammelten

Warenwert auf „gut zwei Millionen Euro“. Schneider trocken: „Dürfte so sein.“

Schüsslers Liebe zu Schottland scheint nichts und niemand bremsen oder gar aufhalten zu können. „Mittlerweile“, erzählt Schüssler, und das sieht man auch den vielen Fotos in seinem Buch an, die nicht nur die berühmtesten Destillieren zeigen, „fasziniert mich dieses Land mehr als der Whisky.“ Die Sauberkeit von Luft und Wasser haben es ihm angetan, die scheinbare Unberührtheit einer wild aussehenden und

doch seit Jahrhunderten zu größten Teilen kultivierten Landschaft, die stillen Seen, die Ruhe, selbst das Wetter. Irgendwas hat ihn wohl schon vor dem Whisky-Boom gen Schottland gezogen: Drei Jahre vor dem Erlebnis im „Royal Mile“ legte sich das Ehepaar Schüssler einen Hund zu – es war der erste West Highland Terrier im Hause.

DAS „WUNDER AUF DER BRACHE“

Mit der Ansiedlung des Centro vor 20 Jahren zählt Oberhausen zu den Gewinnern im Ruhrgebiet

Von Peter Szymaniak

Aus 300 Metern Höhe ein überdimensionales glitzerndes Kreuz: das gläserne Dach des immer noch größten Einkaufs- und Freizeit-zentrums Europas.

Wenn der in Hamm lebende Luftbild-Fotograf Hans Blossy mit seinem Motorsegler Oberhausen in 300 Metern Höhe ansteuert, kann er bei Sonnenschein schon von weitem ein überdimensionales glitzerndes Kreuz sehen – das gläserne Dach des immer noch größten Einkaufs- und Freizeit-zentrums Europas, dessen britischer Investor Eddie Healey vor 20 Jahren die Kuppel in der Kreuzmitte nicht ohne Hintergedanken recht kirchlich Mitteldom taufte. Wenn jemals der Begriff Konsumtempel eine wahre Bedeutung hatte, dann hier in der Neuen Mitte von Oberhausen: 220 Geschäfte, 119.000 Quadratmeter Verkaufsfläche, 14.000 kostenlose Parkplätze, jährlich 23 Millionen Besucher, die recht heidnisch ihrer wilden Lust nach neuen Outfits in den überwiegend Mode anbietenden Läden frönen – Hunderttausende Artikel für die Befriedigung der eigenen Eitelkeit. Wem der Trubel der Massen auf der Centro-Promenade und in den zweistöckigen Gängen des für zwei Milliarden D-Mark errichteten Gebäudekomplexes zu viel wird, der kann nicht weit entfernt an



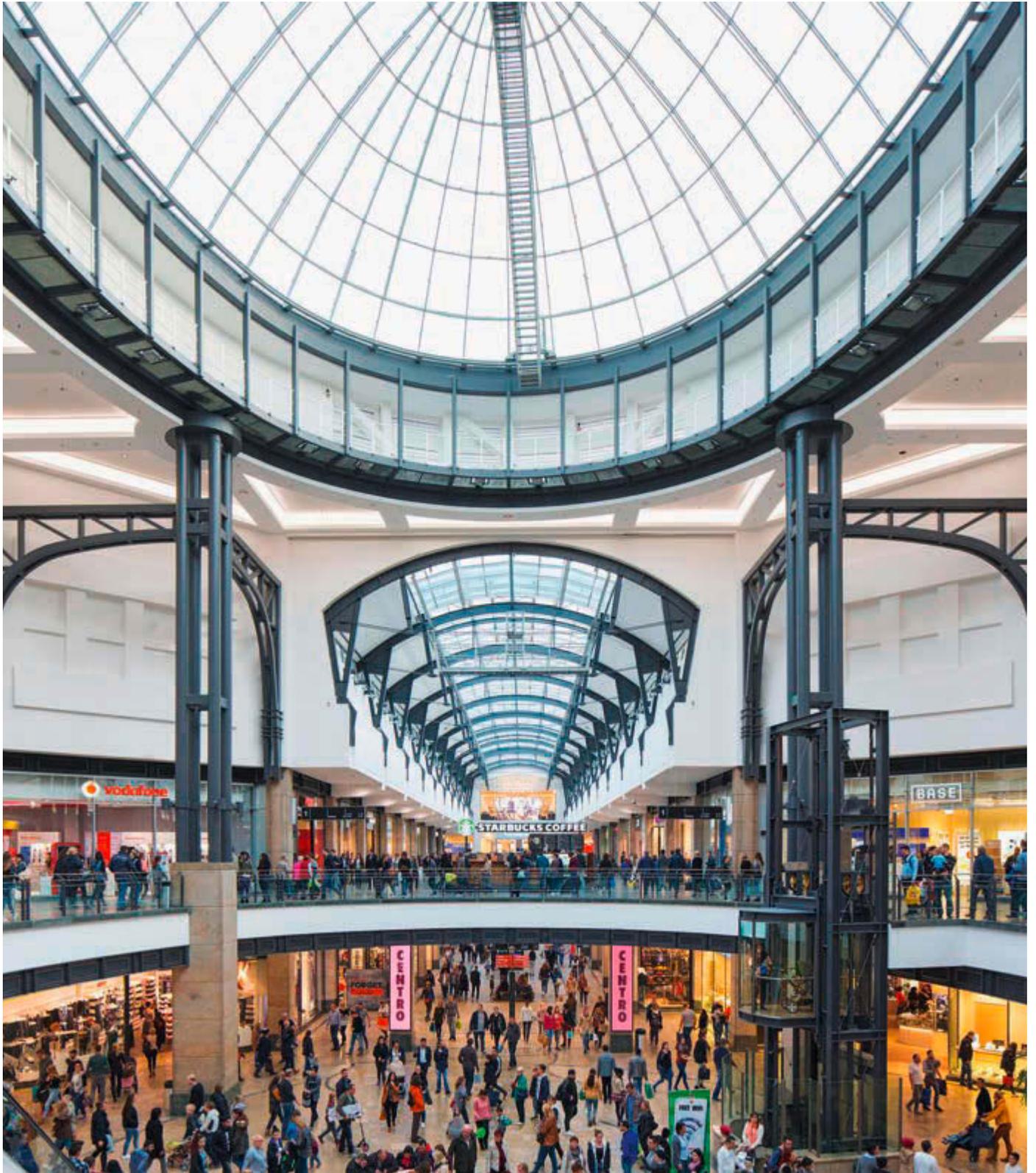
FOTOS: SHUTTERSTOCK/© CENTRO/2, B. BLOSSY (1)

einer kleinen Ecke der Centro-Restaurantmeile sogar ein echtes Gotteshaus besuchen: Ein ökumenisches Kirchenzentrum, das zu Atempausen, Gebeten und Gesprächen im Raum der Stille, einer kleinen Kapelle, einlädt. Gott und Konsum sind in Europa selten so nah beieinander wie hier – sieht man von den touristisch überlaufenen katholischen Wallfahrtstrubelorten wie dem südfranzösischen Lourdes ab.

„Das Wunder von der Brache“ titelte die WAZ am Tag nach der Eröffnung am

12. September 1996 – denn irgendwie wollte das halbe Ruhrgebiet trotz zweijähriger Bauzeit immer noch nicht glauben, was sich auf dem über 140 Hektar großen, von Thyssen-Stahl verlassenen Areal der Gutehoffnungshütte scheinbar plötzlich emporhob: Dutzende von Kneipen und Restaurants, ein Multiplex-Kino, Teiche mit Wasserspielen, ein eigener Centro-Park, eine Konzert-Arena nach US-Vorbild, eine Schnelltrasse für Busse und Straßenbahnen auf der ehemaligen Güterbahnstrecke, eine künstlerisch wertvolle

WIRTSCHAFT



Haltestelle als Landmarke mit einer chaotischen Anhäufung von Trümmern, Rohren und Stahlstangen. Und das Ganze war noch nicht einmal billig gebaut: WAZ-Reporterin Hayke Lanwert staunte über echten roten Klinker, graue und grüne Natursteine als Bodenbelag, Messing-Geländer und eine aufwändige Stahl-Glas-Konstruktion mit einer 32 Meter hohen ovalen Kuppel. Das alles entstand im Rekordtempo, das heute angesichts der Vielzahl diverser Bürgerinitiativen und eines zunehmenden Verhaues komplexer bürokratischer Richtlinien kaum noch vorstellbar erscheint: 1991 erste Präsentation des Centros, 1992 Abbrucharbeiten, 1993 Bebauungsplan, 1994 Grundsteinlegung, 1995 Richtfest, 1996 Eröffnung. Und dieser Erfolg gelang gegen alle Wahrscheinlichkeit: Spricht man mit den Augenzeugen von damals, hat kaum einer Oberhausen diesen Kraftakt zugetraut.

Denn die zwischen den doppelt so großen Nachbarn Duisburg und Essen eingeklemmte Stadt war 1989 mit einem europaweit Aufsehen erregenden Projekt auf demselben Gelände spektakulär gescheitert: Die in Kanada lebende reiche Familie Ghermezian wollte mit dem „Triple Five“-Projekt nichts Geringeres als ein Las Vegas an der Ruhr schaffen – mit Hotels, Delphin-Shows, Achterbahnen, Nachtclubs und einem zweieinhalb Mal so großen Einkaufszentrum wie das Centro. Doch die neidische Konkurrenz der Nachbarstädte, zerstrittene politische Kräfte und die Steuerspar- und Fördermittel-Gier der Kanadier lösten das Projekt in Luft auf. Die herbe Triple-Five-Niederlage für Oberhausen ist eine Erklärung dafür, dass die kleinere Centro-Version eine Chance hatte: Das Treiben dieser mittelgroßen Revier-Kommune, die

in den 70er und 80er Jahren 50.000 Arbeitsplätze in der Stahl- und Kohleindustrie verloren hatte, wurde von allen unterschätzt. „Macht mal ruhig, das wird doch sowieso nichts“, bekam Oberstadtdirektor Burkhard Drescher gönnerhaft von seinen Amtskollegen im Revier zu hören. Die Stimmung bei den Oberhausenern selbst schwankte nach den heftigen Strukturkrisen zwischen Depression und Hoffnungslosigkeit: Die Bürger in der Stadt der „Wiege der Ruhrindustrie“ waren in ihrem Stolz auf „ihre“ Betriebe tief getroffen – und so blickten sie misstrauisch auf die neuen „Luftikus“-Pläne.

Sie alle sollten sich irren. Denn der junge, aus Neuss stammende Stadtmanager Drescher hebelte recht unkonventionell lahme Strukturen der Stadtverwaltung aus – und richtete im Rathaus eine Task-Force für die Neue Mitte ein. Das Lenkungs-gremium aus verschiedenen Fachleuten traf zügig die zentralen Entscheidungen. Auf der so wichtigen politischen Ebene arbeiteten der legendäre NRW-Finanzminister, IG Metalller und frühere SPD-Ratsfraktionschef Heinz Schleußer mit dem Oberhausener SPD-Vorsitzenden Dieter Schanz, Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond, dem SPD-Ratsfraktionsvorsitzenden Michael Groschek und dem Oberhausener Landtagsabgeordneten Manfred Dammeyer Hand in Hand. Das war bitter nötig, schließlich war Triple Five am Ende vor allem durch die NRW-SPD im Landtag und die Anfang der 90er Jahre noch reine SPD-Landesregierung gefällt worden. Beim Centro-Plan gelang es zudem auch dank der konzilianteren, recht charmanteren Art des früheren Bergmanns van den Mond, die Mitglieder des mächtigen Düsseldorf-Bezirksplanungsrats von den Vorteilen eines Freizeit- und

Einkaufszentrums für die gesamte Region zu überzeugen. Und der britische Investor Healey hielt sich an die Vereinbarungen.

Das Konzept für das Centro in der Neuen Mitte hatte im Vergleich zu Triple Five auch deshalb Erfolg, weil es viel kleinteiliger angelegt war. Im Grunde wollte die Stadt tatsächlich eine Neue Mitte, einen neuen Stadtbezirk schaffen: Einkaufen, Wohnen, Freizeit, Arbeit – mit Grünzügen, Parks, Sportanlagen, Mietwohnungen, Büros, Hotels und Restaurants.

Weil sich zahlreiche Menschen heute den touristischen Erfolg des Centros auf ihre Fahnen schreiben, gerät in Vergessenheit, wie gewaltig die Gegnerschaft des Neue-Mitte-Projekts war: „Sowohl vor dem Bau des Centros als auch nach seiner Eröffnung haben viele versucht, dem Projekt Knüppel zwischen die Beine zu werfen“, erinnert sich Michael Grundmann, einst Sprecher von Burkhard Drescher, danach der erste Manager des Centros. Seine Aufzählung der Gegner ist lang: Teile der Landesregierung, Politiker der Nachbarstädte, die IHK, Gewerkschaften, Betriebsräte, Kirchen, Sportvereine, Bürgerinitiativen, der Einzelhandelsverband, das Theater, Kulturverbände. Es gab viele Argumente gegen die Neue Mitte: Sie würde die drei Innenstädte von Osterfeld, Sterkrade und Alt-Oberhausen zerstören, sie würde die Citys der Nachbarkommunen leeren, sie würde nur billig entlohnte Hilfsjobs schaffen, die die weggefallenen wertvollen Industriearbeitsplätze kaum ersetzen könnten, sie huldige einer amerikanischen Wegwerf-Konsummentalität, sie wirke künstlich-kalt mit einer klinisch-reinen Atmosphäre, sie ahme vergeblich mit kitschiger Disney-



Die Großbaustelle knapp ein Jahr vor der Fertigstellung, bereits deutlich zu erkennen die heutige König-Pilsner-Arena und die ÖPNV-Trasse.

Als das Centro entstand, strömten in den Gasometer bereits die ersten Besucher.



23
Millionen Besucher
jährlich



Großer Bahnhof am
12. September 1996:
(v.l.) Oberstadtdirektor
Burkhard Drescher,
Investor Eddie Healy,
NRW-Ministerpräsident
Johannes Rau und
Oberbürgermeister
Friedhelm van den
Mond eröffnen das
Centro .

land-Architektur das Leben in einem Stadtteil nach – und sie grenze arme, obdachlose, schlicht nicht genehme Menschen aus. Denn das Centro-Gelände ist Privateigentum – und hier gelten selbst kreierte Ordnungsregeln, überwacht von privaten Sicherheitskräften.

Trotz aller Kritik, trotz aller Skepsis geschah das „Wunder auf der Brache“, Oberhausen war plötzlich in bundesweiten Gazetten „Superhausen“, eine Stadt, die ihr Schmutzimage ablegt, die auf „Hollywood statt Hochofen“ setzt. Oberhausen war plötzlich die Kommune im Ruhrgebiet, die den Strukturwandel in der Region am besten gemeistert hat.

20 Jahre nach der feierlichen Eröffnung am 12. September 1996 mit Ministerpräsident Johannes Rau kann man Bilanz ziehen – und wie oft im Leben

haben Kritiker wie Befürworter auf der einen oder anderen Art und Weise Recht behalten:

1. Innenstädte: Das Centro zog und zieht Kaufkraft aus anderen Städten des Ruhrgebiets ab, aber am meisten litt und leidet die Oberhausener Marktstraße. Gleich zwei oder drei Filialen in einer Stadt – das halten viele Markenanbieter für überdimensioniert, sie wählten das Centro und verließen die City. Zuletzt verschwand der Kaufhof aus der Alten Mitte von Oberhausen. Die Konkurrenz des Centros führte allerdings dazu, dass die anderen Kommunen nachziehen mussten, dass die Cities in den Handel investierten. Das Mülheimer Rhein-Ruhr-Zentrum unterwarf sich einer Fitnesskur, Essen ließ das Einkaufszentrum Limbecker Platz in der Innenstadt bauen, Duisburg möbelte mit dem Einkaufszentrum Forum seine Königstraße auf, Mülheim sein Bahnhofs-Center. Mittlerweile haben die meisten ihren Frieden mit dem Centro gemacht – das merkt man an den Stellungnahmen der Verbände und Politiker zum 20. Geburtstag des Centros. Und man muss im Rückblick zugeben: Die Einzelhändler und Immobilieneigentümer an der Marktstraße machten selbst viele eigene Fehler – die bis heute uneinheitlichen Öffnungszeiten sind nur ein Beispiel.

2. Konkurrenzkampf: Das Centro ist heute selbst getrieben und muss kämpfen, dass es nicht an Beliebtheit verliert: Outlet-Stores, immer mehr Einkaufszentren in der Region, der Internet-Handel. Deshalb setzt das Centro noch mehr auf Familienkompatible Freizeit-Großveranstaltungen wie den Weihnachtsmarkt und jetzt das neue Oktoberfest, die das Centro im Gespräch halten. Das Centro ist

nicht mehr Jäger, es ist selbst zum Gejagten geworden.

3. Stadtviertel: Es ist nicht gelungen, tatsächlich aus dem Gelände der Gutehoffnungshütte, um die Oberhausen historisch quasi gewachsen und entstanden ist, ein echtes neues urbanes Stadtviertel zu machen. Die Neue Mitte ist eher Freizeitpark denn Stadtquartier. Ein paar Büros, Restaurants und ein Hockey-Platz ergeben noch keinen lebenswerten Bezirk. Es fehlen Wohnungen, es fehlen heimelige urbane Plätze. Letztendlich ist die Neue Mitte nicht viel mehr als ein Einkaufszentrum mit kostspieligen Freizeitstätten drumherum. Und das Centro selbst sorgte durch hohe Mieten dafür, dass die Angebotspalette an für Innenstädte typische Waren schrumpfte: Lebensmittel-, CD-, Spielzeug- und Haushaltswarenhändler verschwanden, mehr und mehr setzten sich die Rendite-starken Modehändler durch.

4. Arbeitsplätze: Die Zahl der Arbeitsplätze in der Neuen Mitte wird mit über 12.000 beziffert, aber viele sind tatsächlich Teilzeitjobs und Hilfstätigkeiten. Das ist nicht so schlimm wie es klingt: Das Ruhrgebiet leidet gerade auch unter einem Mangel an einfacheren Arbeitsplätzen, die Menschen mit geringerer Schulbildung ausfüllen können. Im Nachhinein wäre die von vielen in Oberhausen in den 90er Jahren gewünschte Nachnutzung des Geländes durch Großindustrie auch nicht nachhaltig gewesen – siehe Opel oder Nokia in Bochum. Die erst überlegte Ansiedlung eines Druckmaschinenwerkes mit 1000 Arbeitsplätzen würde heute wohl angesichts der Entwicklung dieser Branche ebenso wie Opel in Bochum der Vergangenheit angehören.

5. Fazit: Zieht man einen Schlusstrich gehört Oberhausen mit der Ansiedlung des Centros zu den Gewinnern im Ruhrgebiet. Oberhausen hat dem Centro viel zu verdanken: Ohne die Neue Mitte wäre Oberhausen in Deutschland wohl kaum so bekannt, würde Oberhausen nicht so viele Menschen anziehen, hätte man hier weder Legoland, Sealife oder eine Konzertarena – und wäre ähnlich wie Herne und Castrop-Rauxel eine graue Maus im Städtemeer des Ruhrgebiets. Man blicke nur auf das benachbarte Stahlwerks-gelände – die Entwicklung dort zu einem hässlichen Wirrwarr von Anbietern auf einer schmutzigen Brache wäre im schlechten Fall für das gesamte Gutehoffnungshütte-Areal denkbar gewesen. So aber, mit dem Centro, konnte Oberhausen Profil gewinnen – und ist auf einem guten Weg, Touristen- und Freizeithauptstadt des westlichen Ruhrgebiets zu werden.



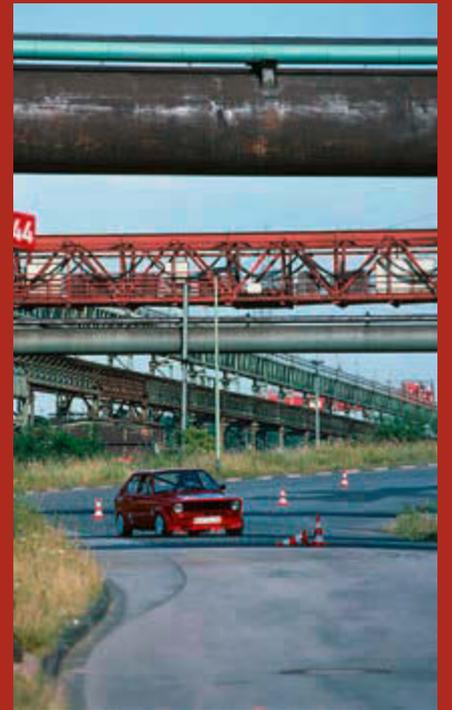
FOTOS: JÜRPEK & EHRICH (6)



Fünf Jahre früher. . .

sah es so aus auf dem Areal, das seit 1996 als „Centro“ und „Neue Mitte Oberhausen“ in aller Munde ist. Die beweglichen Hinterlassenschaften der Schwerindustrie waren fortgeschafft, Immobilien blieben und harrten der Sprengung, der Abbauhämmer oder der Bagger-Abtragung. Leer war die Halle, in der Generationen von Arbeitern Bleche gewalzt hatten, geräumt waren die Kohle- und Erzbecken an der Essener Straße, verschlossen und grau stand das Zementwerk da, der Kühlturm war einer der letzten noch stehenden Giganten im Stahlwerk-Jurassic Park. Das Klärbecken – ungefähr da, wo heute die Mitte der Promenade liegt – wirkt wie ein idyllischer Teich, auf Gleisen erobert sich die Natur Terrain zurück. Und Autosport-Enthusiasten veranstalten schnittige Slaloms im einstigen Hütten-Gelände.





RAUSGEHEN, BEOBACHTEN, ENTDECKEN

Der Oberhausener Fotograf Michael Kerstgens will mit der Kamera Geschichten erzählen. Ausstellungen mit beeindruckenden Bildern zeigen, wie ihm dies gelingt.

Von Michael Petrykowski

Als er sich zu Beginn der 1990er Jahre in Moskau aufhielt, ahnte er noch nicht, dass die Sowjetunion kurz vor dem Ausstand. Er fotografierte die Zustände in einem Jugendlager der Miliz, er sah Demonstrationen von ungehaltenen Müttern, deren Söhne im Dienste der Roten Armee umgekommen waren. Dass Michael Kerstgens die UdSSR quasi in ihren letzten Zügen miterlebt hatte, wurde ihm erst später so richtig bewusst. Als umso wertvoller betrachtet er heute die Aufnahmen aus dieser wirren Zeit, die für ihn mehr als nur dokumentarischen Wert haben.

Schon Jahre zuvor, 1984, hatte der Fotograf, der heute in Oberhausen-Sterkrade lebt, den Streik der britischen Bergarbeiter höchst eindrucksvoll mit der Kamera begleitet. Zu Großbritannien hat Kerstgens ein besonderes Verhältnis, schließlich wurde er 1960 im südwalisischen Llanelli geboren. Sein Vater war dort unten in der Küstenprovinz



FOTOS: WALDEN (1), KERSTGENS (4)

▲ Michael Kerstgens dokumentierte den Arbeitskampf der Stahlarbeiter 1987 in Rheinhausen.
► „Hartes Leben auf der Höhe“: bei Bergbauern in Südtirol.



„Russen Juden Deutsche“: Mit der Kamera hat Kerstgens das Leben der Juden festgehalten, die in den letzten 20 Jahren nach Deutschland eingewandert sind.



14 Jahre lang für Thyssen Schachtbau tätig. 1965 kehrte die Familie aus privaten Gründen nach Deutschland zurück und ließ sich zunächst in Mülheim an der Ruhr nieder.

Neugierig sein

Nach der Höheren Handelsschule begann Michael Kerstgens eine Lehre als Speditionskaufmann. „Das war allerdings überhaupt nicht mein Ding“, erinnert sich der Fotograf, „nachdem ich dann diverse Praktika absolviert hatte, begann ich im Jahr 1982 ein Grafik/Design-Studium an der Essener Folkwangschule.“ Schnell wechselte er danach zur Fotografie, denn schon damals liebte er es, spannende Geschichten zu erzählen. In seinem Fall eben mit der Kamera. Rausgehen, beobachten, entdecken – oder anders gesagt: neugierig sein, ein persönliches Interesse zeigen, das sind für Michael Kerstgens die Grundvoraussetzungen, um Fotos machen zu können, die eine Geschichte erzählen.

Arbeitskämpfe

Ebendiese Neugier und das persönliche Interesse bewogen ihn als jungen Studenten auch dazu, im Jahr 1984 ins englische Barnsley (Yorkshire) zu reisen, um die Story der streikenden Bergbauarbeiter einzufangen. Aber auf seine Weise. „Ich bin da nicht einfach nur als Fotograf hingefahren“, sagt der Vater von fünf Kindern, „vielmehr habe ich Empathie gezeigt und mit den Bergarbeitern gelebt.“ Als junger „Kumpel“ wurde er so in die Familie des Aktivisten-Ehepaars Spud und Marsha Marshall aufgenommen, er aß gemeinsam mit ihnen, er trank mit ihnen, besuchte Freunde und Bekannte, war immer präsent. Kurz: Er ließ sich zu 100 Prozent auf die Streikenden ein. Auf diese Weise entstanden Fotos von Menschen und Orten, die in dieser Eindringlichkeit wohl kaum einem anderen gelungen wären.

Der damals 24-Jährige hielt natürlich auch das allgemeine dramatische Geschehen rund um den Streik mit der



Rheinhausen wurde 1987/88 zum Synonym für die „Stahlkrise“ Europas.

Kamera fest, die eigentlich markanten Fotos aber zeigen die Menschen in ihrem privaten Handeln und Verhalten in dieser besonderen Situation. Etwa in der Suppenküche des Gewerkschaftshauses oder auf der Abraumhalde, wo sich die Arbeiter die Kohle besorgten, um ihre Häuser beheizen zu können. Dieses Motiv ist auch das Titelbild des später entstandenen Buches „Coal not Dole“ (Kohle statt Stütze), das in England viel Aufsehen erregte.

Das Jahr 1984 und die damit verbundenen Proteste markierten im Übrigen auch den Beginn der Liberalisierung und Privatisierung der Wirtschaft im Vereinigten Königreich. Unter der Thatcher-Regierung machten die Zechen reihenweise dicht, die Industriekultur in England wurde quasi ausgelöscht, so der Vorwurf der Streikenden. Viele Menschen seien ihrer Identität beraubt worden. 30 Jahre danach fuhr Michael Kerstgens erneut nach Barnsley, nachdem er vom Tod von Marsha Marshall, die er für ihre rhetorischen Fähigkeiten

stets bewunderte, gehört hatte. Er traf natürlich auch auf Spud, der sich an den alten „Lad“ (Kumpel) von einst noch bestens erinnern konnte. Inzwischen hatte sich der Witwer den Todestag seiner Frau auf die Brust tätowiert, verbunden mit dem Hinweis: „Simply the Best“. Kerstgens machte neue Aufnahmen, diesmal in Farbe, und ergänzte damit die alten Schwarz-Weiß-Fotos von 1984.

Welturaufführung

Zu sehen waren die Fotos des Arbeitskampfes der britischen Bergarbeiter bis Mitte Dezember 2016 im Rahmen einer Ausstellung im Oberhausener LVR-Museum (Zinkfabrik Altenberg). Ein Glücksfall für die Stadt, denn beinahe zeitgleich brachte Theater-Intendant Peter Carp den Roman „GB 84“ von David Peace auf die Bühne, ein spannender Politthriller, der die historischen Ereignisse von 1984 zu einem vielschichtigen und düsteren Gesellschaftsbild verwebt. Das Oberhausener Theater erlebte damit eine Welturauf-

führung. Komplettiert wurde die Schau in der Zinkfabrik mit Fotografien des Arbeitskampfes der Stahlarbeiter in Rheinhausen im Jahr 1987. „Das war allerdings eine ganz andere Story“, sagt Kerstgens rückblickend. „Diesen Streik habe ich anders fotografiert, eher dokumentarisch. Um Fotos zu machen wie seinerzeit in England brauche ich die totale Fokussierung auf das Projekt. Das heißt: stets dabei sein und mit den Menschen leben. Das war in Rheinhausen so nicht möglich.“ In England war es für ihn die partizipierende Fotografie, wie Kerstgens es nennt, die entscheidend für das Ergebnis war, in Rheinhausen habe er nicht in diesem Sinne teilgenommen, sondern eher draufgeschaut.

Das fotografische Schaffen von Michael Kerstgens geht allerdings weit über die bereits erwähnten Projekte hinaus. Nach dem Studium war er Gesellschafter der Fotografen-Bürogemeinschaft „Antrazit“, die er nach zwei Jahren aber wieder verließ. Als Fotograf begleitete



er später auch den französischen Hochseilartisten Philippe Petit. Sein Job führte ihn nach Paris, New York und Frankfurt, wo er die waghalsigen Manöver Petits mit der Kamera festhielt. Für Aufsehen sorgte Petit vor allem mit seinem Drahtseilakt zwischen den Türmen des World Trade Centers im Jahr 1974. Gearbeitet hat Kerstgens ferner für renommierte Magazine und Zeitungen im In- und Ausland.

Das Material in seinen Schränken und Ordnern ist schier unendlich, allein in den vergangenen fünf Jahren hat er an die 20 Ausstellungen initiiert. Fotografiert hat er beispielsweise das harte Leben der Bergbauern in Südtirol, das Alltagsleben der Menschen in Kuba, die Grenzregion der niederländischen Provinz Groningen, oder auch Landschaften in Ostfriesland, wo er mit seiner Familie längere Zeit gelebt hat und die er mit einem ganz individuellen Blick würdigt. Die Zerstörung des Landschaftsbildes in den Tourismusgebieten der Alpen und der Dolomiten

Zwischen Resignation und Wut: Streikende Bergbauarbeiter 1984 im englischen Barnsley (Yorkshire).



thematisierte eine Ausstellung unter dem Titel „Abfahrt“. Eine andere große Foto-Schau befasst sich mit dem Leben der Juden, die in den letzten 20 Jahren aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland eingewandert sind. Diesen Prozess begleitet Kerstgens bereits seit 1992. Seine Bilder zeigen, wie sich das Leben der Zugewanderten und die jüdischen Gemeinden verändert haben.

Professur für Fotografie

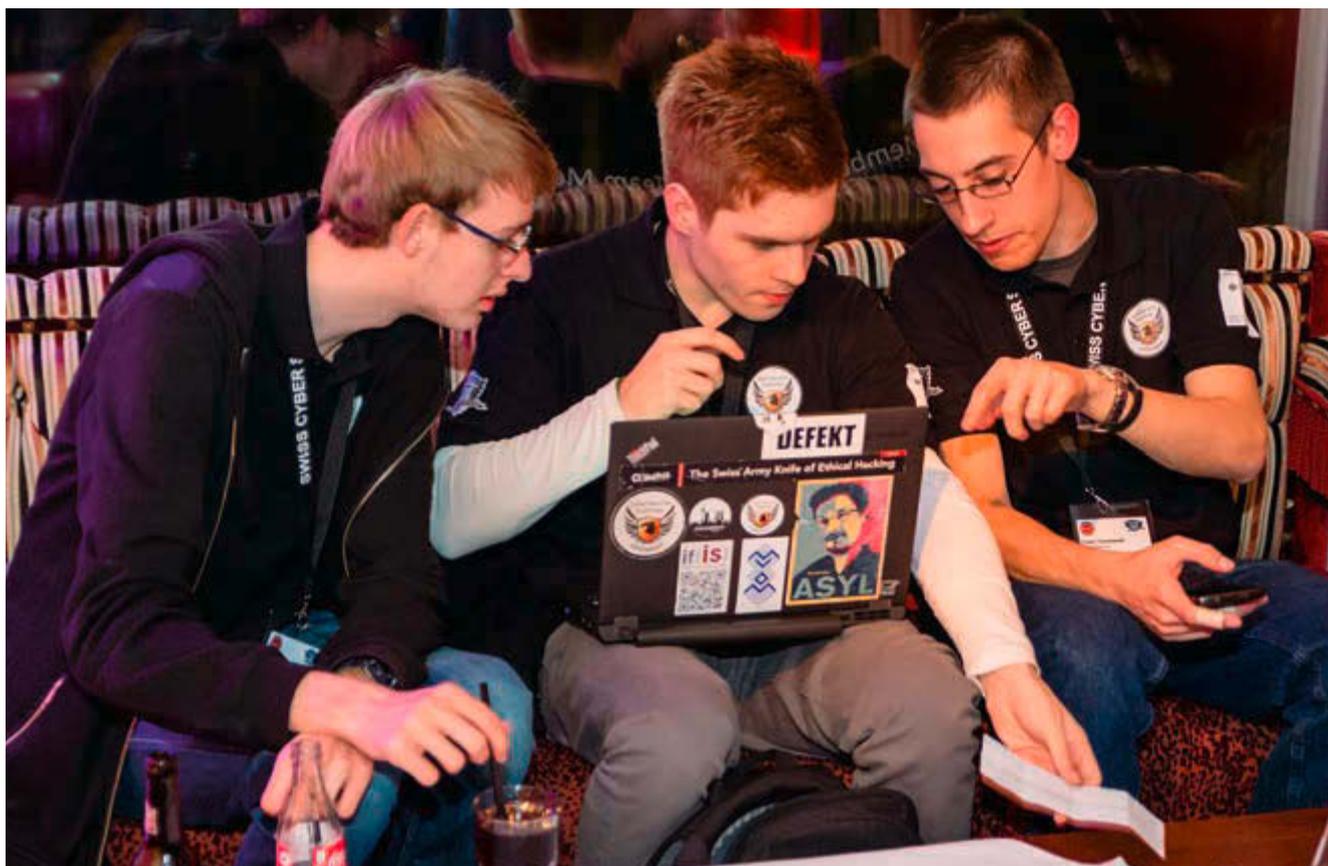
Andere Projekte und Aufträge brachten Kerstgens nicht zuletzt mit dem verstorbenen Oberhausener Künstler Christoph Schlingensiefel oder mit dem bekannten Herner Schauspieler Joachim Król zusammen. Auch die Fernseh-dreharbeiten für die ersten Folgen der Commissario-Brunetti-Reihe hielt er in Venedig mit der Kamera fest. Privat fotografiert hat er zudem in Washington D. C., kurz vor der Amtseinführung des amerikanischen Präsidenten Barack Obama im Jahr 2009.

Inzwischen hat der Fotograf, der stets in der ganzen Welt unterwegs war, ein wenig mehr Ruhe gefunden. Was nicht etwa heißen soll, dass er untätig ist. Seit dem Jahr 2008 hat er eine Vollzeit-professur für Fotografie in Darmstadt, vorausgegangen waren Lehraufträge in Wilhelmshaven und Dessau. „Hier in Sterkrade bin ich aber in jedem Fall angekommen“, sagt der inzwischen 56-Jährige. „Früher war ich ja acht Monate im Jahr unterwegs, das ist nun vorbei.“ Ausstellungen mit Fotos von Michael Kerstgens wird es mit Sicherheit noch viele geben, denn jetzt findet er auch die Zeit, die Archive zu durchforsten und geeignetes Material auszuwählen.

MANCHE TÜREN STEHEN SPERRANGELWEIT OFFEN

**Henry Kohli ist einer der besten Hacker in Europa.
Sein Wissen an der Tastatur nutzt er, um Kriminellen das
Leben schwerer zu machen.**

Von Dirk Hein





Teamspieler statt Einzelkämpfer: Henry Kohli ist einer der besten Computer-Hacker in Europa und erreichte bei der renommierten „European Cyber Security Challenge“ bereits große Erfolge auf der internationalen Bühne.

Hacken

a Erde mit einer Hacke bearbeiten, auflockern
 b mit der Axt, dem Beil zerkleinern, in Stücke schlagen
 c grob, unfair, rücksichtslos spielen (Sportjargon)
 d auf einer Tastatur schreiben

(Duden)

dann das Bankkonto des Geschädigten leerräumen? Die Leute haben die ewig gleichen Bilder im Kopf. Sie sehen vor sich finstere Kellerräume, in denen in den Gesichtern eigentümlicher Jünglinge das Flackern der Monitore zu sehen ist. Die Kapuze des Pullovers ist meist weit über den Kopf gezogen. Rocky-Horror-Pixel-Show!

An seinen ersten eigenen Computer kann sich Henry Kohli gut erinnern. Es war schon ein ziemlich kluges Ding, das ihm sein Vater da besorgt hatte.

Zehn Jahre war der Sterkrader damals gerade einmal alt. Und er saß vor diesem frühzeitlichen Brotkasten-Rechner. Auf dem Ungetüm konnte man die Textverarbeitung öffnen oder einfache Spiele wie Minesweeper starten. Internet? „Nein, daran war noch nicht zu denken!“

Trotzdem ist aus dem heute 21 Jahre alten Tüftler nicht nur ein vielverspre-

chendes Talent der Informationstechnik geworden – mehr noch: Henry Kohli ist ausgezeichnet. Er hat bereits die Titel Deutscher Meister und Vize-Europameister in einer Disziplin gewonnen, die Offliner ratlos mit den Schultern zucken lässt, die jedoch den Alltag eines jeden Computer-Benutzers betrifft. Henry Kohli ist einer der besten Hacker seiner Altersklasse.

Hacker ohne finstere Kapuze auf dem Kopf

Ja, wenn er Fremden davon erzählt, höre er schon manchmal verwunderte Fragen: Sind das nicht die Leute, die in andere Computer eindringen und

Über den Griff in die Klischee-Kiste kann Henry Kohli nur lächeln. Er steht am Eingang der Grünanlage des Osterfelder Olga-Parks. Und ja, die Sonne scheint dem angehenden Studenten ins Gesicht. Das Gittertor vor dem langen Spazierweg neben dem künstlichen Bachlauf zum Parkinneren ist weit geöffnet. Genau so ist es auch bei schlecht gesicherten Heim-Computern und Firmennetzwerken. Böse Buben können dann nämlich tatsächlich hinein und hinaus spazieren. Sie können sich Zugang zu privaten und womöglich vertraulichen Daten verschaffen. Henry Kohli gehört jedoch zu der weit aus größeren Gruppe von Hackern, die

Henry Kohli ist ein erfahrener IT-Tüftler – und das mit 21 Jahren. Er weiß: Viele Computer-Nutzer machen es Kriminellen zu einfach und gefährden so ihre Privatsphäre.



ihre Kenntnisse ausschließlich dazu nutzt, gefährliche Schwachstellen in Computernetzwerken zu finden, damit diese dann geschlossen werden können und ein Schaden für den Nutzer abgewendet werden kann. Mit seinem Verständnis für die Logik der abstrakten Computerwelt macht er Kriminellen das Leben deutlich schwerer.

Wirtschaft benötigt Fachkräfte zur Gefahrenabwehr

Der Wunsch nach Sicherheit ist ein großer Wettstreit: Darum wird die „Cyber Security Challenge“ auch vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie gefördert. Das Institut für Internetsicherheit der Westfälischen Hochschule Gelsenkirchen, der Heise-Zeitschriftenverlag, das Unternehmen Compass Security und das Netzwerk TeleTrust des Bundesverbands IT-Sicherheit beteiligen sich ebenfalls an den kniffligen Aufgaben für talentierte Hacker, bei denen Henry Kohli regelmäßig glänzt.

Warum es solche Meisterschaften überhaupt gibt, ist einfach zu erklären: Wirtschaftsunternehmen haben natürlich ein großes Interesse daran, ihre Netzwerke vor Eindringlingen zu schützen. Fachkräfte zur Gefahrenabwehr werden in Zukunft in einer noch größeren Anzahl benötigt. Virtuelle Wirtschaftsspionage oder Sabotage von Online-Kampagnen sind nur zwei Beispiele für die Gefahren, die das Internetzeitalter für Unternehmen mit sich gebracht hat.

Henry Kohli bezeichnet dies alles nicht als Problem. Für ihn sind es Herausforderungen – einen Riegel vor das geöffnete Tor zu schieben. „Die Kombination aus Kreativität und Logik hat mich schon immer fasziniert“, sagt der Sterkrader. Für Laien sind es Bücher mit sieben Siegeln. Für Henry Kohli sind sieben Siegel nicht genug.

Entscheidend ist es, die Programmiersprachen zu verstehen, jene Codes und Befehle im Hintergrund, ohne die in

einem Computer gar nichts funktionieren würde. Es geht darum, die Codes zu knacken, sozusagen den Dietrich umzudrehen, um in das Herz eines Rechners oder Programms zu gelangen.

Datenforensiker auch für Ermittlungen wichtig

Und so kann eine Hacker-EM schon sportlich anmuten: Die Teilnehmer erhalten knifflige Klick-Aufgaben. „Beim Lösen der Aufgaben spielt die Zeit eine Rolle und es geht auch darum, Punkte für korrekte Ergebnisse zu sammeln“, erklärt Henry Kohli. In Rollenspielen wird versucht, verborgene Daten auf Speicherchips wieder sichtbar zu machen. Oder zu beweisen, dass sich eine Person zu einem bestimmten Zeitpunkt, an einem bestimmten Ort aufgehalten hat. Datenforensik. Auf Spurensuche. Längst sind solche Ermittlungen auch für die Kriminalitätsbekämpfung wichtig. Henry Kohli fasziniert das große Ganze. Er liebt es zu verstehen, wie dieses komplexe Gebrauchsgut Computer funktioniert.



Henry Kohli nutzt bei den Meisterschaften sein Wissen und hilft, Cyber-Schurken das Leben zu erschweren.

Man könnte vergleichsweise sagen: Er bastelt ein Auto ohne Bauanleitung und Vorkenntnisse zusammen.

Nicht immer ist es für einen Hacker überhaupt eine größere Anstrengung, sich Zugang zu vertraulichen Briefen oder Bankkonten zu verschaffen, wie der 21-Jährige erzählt. Viele Computernutzer machen es Cyber-Kriminellen selbst viel zu einfach. „Das fängt bereits bei den Passwörtern für das E-Mail-Fach an“, sagt der Tasten-Tüftler. „Schwache Passwörter wie ein einzelnes Wort aus dem Duden lassen sich für einen erfahrenen Hacker ohne Probleme umgehen.“ Der IT-Experte rät dazu, besser fünf bis sechs Wörter ohne inhaltlichen Zusammenhang auszusuchen und diese hintereinander zu reißen. „Oftmals kann man sich dabei eine Eselsbrücke bauen, damit man sein Passwort nicht vergisst.“ Einfache Passwörter wie der eigene Vorname oder 1,2,3,4 seien dagegen Todsünden. Die Türen stünden dann sperrangelweit offen.

Computer-Nutzer machen es Kriminellen oft zu leicht

Wichtig sei es auch, alle Software-Programme auf dem Rechner aktuell zu halten – und angebotene Sicherheits-Updates tatsächlich zu installieren. Selbst wenn dies Zeit koste und auf die Dauer nerve. „Wer so etwas verschiebt, für den kann es zu spät sein.“ Hacker könnten eine Sicherheitslücke ausnutzen, um in das System einzudringen. Auch bei E-Mails sei Skepsis gefordert. Erst recht, wenn einem der Absender nicht bekannt ist. „Ein falscher Klick kann Spionage-Software auf dem Rechner installieren.“ Mit unangenehmen Folgen: Der Kriminelle kann Zugriff auf das gesamte Postfach erlangen – Identitätsdiebstahl. Oder die E-Mail-Adresse ganz unbemerkt als Werbe-Schleuder missbrauchen, die Spam-Mails an das private Adressbuch versendet. So weit müsse es mit Wachsamkeit aber gar nicht erst kommen. Der 21-Jährige kennt sich aus. Und als Vize-Europameister ist Kohli natürlich begehrt. Manchmal landen daher auch

sehr eigentümliche Anfragen bei ihm: Vom eifersüchtigen Ehemann, der ins E-Mail-Fach seiner Frau lündern wollte, bis zum großen Unbekannten, der angeblich versehentlich sein Bank-Passwort vergessen hat, war schon alles dabei. Früher habe Kohli noch höflich geantwortet und abgesagt. Heute antworte er schon gar nicht mehr darauf. Sein Talent verwendet er ausschließlich für die gute Sache. Game over für Cyber-Kriminelle.

Ziele hat er natürlich auch: Henry Kohli vertieft sein Wissen derzeit am Hans-Sachs-Berufskolleg. Dort lässt er sich zum Informationstechnischen Assistenten (ITA) ausbilden. Anschließend soll noch ein Studium folgen. Sicher: Informatik. Auch auf das Image des Stubenhockers lässt sich der Sterkrader nicht ein. Er fährt gerne mit den Inline-Skates durch das Grüne. Oder er überwindet bei der Trendsportart Parkour hohe Mauern. Ganz so wie mit seinem Rechner.



DER RUHRPARK GIBT RÄTSEL AUF

**Das schönste Stück Alstaden wirkt
manchmal stiefmütterlich behandelt**

Von Gustav Wentz

◀ Früher Sommermorgen im Ruhrpark.

▼ Blick in das einstige Maschinenhaus der ersten Alstadener Zeche.

▼ Maschinenhaus und gleich nebenan das Gebäude für Pferde, Futter und Knechte sind die letzten baulichen Hinterlassenschaften der Alstadener Bergbau-Vergangenheit.



Schon merkwürdig: Gleich am 1859 abgeteuften Schacht 1 der Zeche Alstaden (heute im Volksmund meist „Solbadhalde“, wir kommen darauf noch zurück) gelegen, weckte das Gelände, das sich von der heutigen Solbadstraße bis zur Ruhr hinzog, offenbar keine Gelüste auf irgendeine Bebauung. Selbst die anrainenden Bauern von gegenüber (heute: Kewerstraße) sprach die Fläche nicht an. Wahrscheinlich ist, dass die Lage so nah an der noch längst nicht eingedeichten Ruhr nur wenig Sicherheit verhiß. Ob alte oder mittelalte Karten – für die rund 15 Hektar fehlen Einträge. Immerhin: Schon am Ende der Kaiserzeit sprach man wie selbstverständlich vom „Ruhrpark“, auch wenn das Gelände noch „öd und leer“ war, wie die in Oberhausen erscheinende

„Ruhrwacht“ 1924 schrieb. Öd und leer? Konnte man eigentlich nicht sagen, denn es gab auch 1924 schon Aufbauten und Anlagen und weitere Pläne. Und trotzdem „öd und leer“? Der Ruhrpark gibt Rätsel auf, heute noch.

Den Alstadenern wird im Rathaus gern nachgesagt, besonders meckerfreudig zu sein. Manchmal lohnt es sich allerdings, immer wieder nachzubohren. Der Ruhrpark, seine Geschichte und seine Entwicklung (und übrigens sein jetziger Zustand) beweisen das. Als Alstadens Bürgermeister Ludolf Kewer und sein Oberhausener Kollege Berthold Havenstein am 19. November 1909 den zum 1. April 1910 gültig werdenden Eingemeindungsvertrag unterschrieben, war vom Ruhrpark nicht ausdrücklich die Rede. Obwohl: In den Jahren 1911 bis 1913 waren erste Flächenankäufe

erfolgt, die das Ziel hatten, den „Ruhrpark“ zu vergrößern – so ein Verwaltungsbericht der Stadt Oberhausen für die Jahre 1906 bis 1923.

Zeche stand neben dem Park

Nicht zu vergessen: Alstaden gehörte bis zum Eingemeindungsvertrag und dem Wechsel in die Gemeinde Oberhausen zum Landkreis Mülheim – abgesehen von wenigen Jahren der Selbständigkeit. In Mülheim aber dachte man früher als in Oberhausen an Parks, auch wenn Oberhausen später für sich beanspruchte, sich zur „Parkstadt“ auszubauen (was für manche Teile ja auch galt). Auf ihrer Seite der Ruhr hatte die Stadt Mülheim schon kurz nach der Jahrhundertwende für die Anlage des immer noch bestehenden Raffelbergparks gesorgt, der möglicherweise seine Entsprechung auf der Oberhausener (damals auch noch



Mülheimer) Seite der Ruhr finden sollte – schade, dass direkt neben der Parkfläche eine Zeche stand. Was Raffelberg und Ruhrpark verband, war die Sole, die aus der Alstadener Zeche kam und im Solbad Raffelberg heilbringend verwendet wurde. Der Begriff „Ruhrpark“ war also schon im Schwange, aber für die „Parkstadt Oberhausen“ spielte dieser Park keine Rolle. Das ist logisch, denn während der Kern Oberhausens sich gerade erst entwickelte und dies teilweise auf dem Reißbrett tat, existierte in Alstaden eine dörfliche Struktur ohne inneren Zusammenhang, den Interessen von zunächst Landwirtschaft und dann Bergbau folgend und wachsend.

An Ideen und Plänen für den Ruhrpark fehlte es scheinbar nicht, an der Umsetzung haperte es jedoch gewaltig. Zum Beispiel: Wo heute das Biotop

liegt, hatten die Oberhausener Stadtplaner aus Rat und Verwaltung in den 20er Jahren einen großen Teich mit Kähnen vorgesehen und 1922 auch schon ausgebaggert. Aus den hübschen Plänen wurde nicht viel: „Ein Kahn“, berichtet die Ruhrwacht am 6. Februar 1928, „liegt noch auf dem Teichkies und will zeigen, dass er früher dort geschwommen hat.“ Immerhin heißt es ein paar Zeilen weiter: „Sobald die schönen Tage des Frühlings anrücken, wird der Park der Öffentlichkeit übergeben und die neue Erholungsstätte an der Ruhr wird Tausende von Menschen anziehen.“ Das war ja mal eine Mitteilung, nachdem diese Zeitung ein Jahr früher gefragt hatte: „Wann wird der Ruhrpark fertig?“. Achselzucken. Natürlich waren die Zeiten schlecht: Die Ruhrbesetzung hatte in der ersten Hälfte der 20er Jahre das öffentliche

Leben beinahe zum Erliegen gebracht, die kommunale Selbstverwaltung stark eingeschränkt. Inflation, Wirtschaftskrise, Hunger, Massenelend. Das waren Probleme. Da kann so ein Park schon in Vergessenheit geraten, wiewohl die Stadt Oberhausen auch in dieser Zeit Jahr für Jahr in den Kaisergarten investierte, die unbestrittene Schönheit der Anlage in ihren Verwaltungsberichten pries und für andere Grünanlagen allenfalls ein paar dürre Zeilen erübrigte.

„Pferdebahn“ führte zur Ruhr

Dabei hatte es schon Leben gegeben auf der einst ziemlich sumpfigen Fläche, die durch Abtrocknungen und Aufschüttungen ein wenig modelliert und auch für die Allgemeinheit zugänglicher gemacht war. Jahrzehntlang war am nördlichen Ende des Ruhrparks (hinter der jetzigen Anlage für den Betriebs-



◀ Voller Leben ist das Biotop.
▶ Auf das 25-jährige Bestehen des TuS 1887 Alstaden weist der Gedenkstein am Fuße einer Eiche aus dem Sachsenwald seit dem Jahre 1912 hin.



Der vor einigen Jahren neu angelegte Spielplatz gehört zu den schönsten Plätzen seiner Art und ist entsprechend beliebt.

sportkreisverband) die Trasse einer „Pferdebahn“, besser wohl eines Fuhrweges, verlaufen. Beschriften wurde dieser Weg von Knechten und Pferden der Zechengesellschaft, die das gegenüber geförderte „schwarze Gold“ bis zur Ruhr brachten. An ihrem Ufer – vermutlich an der jetzigen Eisenbahnbrücke – befand sich ein Hafen, wahrscheinlich nicht viel mehr als eine Verladestelle, an der die Kohle umgeladen wurde in die typischen Ruhrschiffe (Aaken genannt), die die Kohle dann flussabwärts nach Duisburg und zum Rhein sowie flussaufwärts nach Mülheim zur Friedrich-Wilhelms-Hütte beförderten. Der Förderbetrieb der Zeche und also auch die Kohletransporte dieser Pferdebahn sind spätestens 1904 (wahrscheinlich schon in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts) eingestellt worden, Schacht I wurde

Wetterschaft für den bereits 1870 abgeteuften Schacht II (später auch für den gleichfalls an der heutigen Behrensstraße befindlichen Schacht III). Spätestens 1904/05 also war das Gelände zu größeren Teilen frei, vom Zechenbetrieb jedenfalls unbelastet.

Die freie Fläche wurde genutzt: Heute noch findet der Suchende einen Gedenkstein aus dem Jahre 1912. Oberhausens Turnvereine haben ihn aufgestellt zu Füßen einer Eiche aus dem Sachsenwald (wo Bismarck seinen Lebensabend verbrachte), die sie gepflanzt hatten zu Ehren von Turnvater Friedrich Ludwig Jahn und zu Ehren des Alstadener Turnvereins von 1887, der gerade 25 Jahre alt geworden war. Die Eiche steht heute noch und ist so verwittert wie der Gedenkstein, um dessen Instandhaltung Parkverwaltung (OGM) oder Verein

(TuS 87/97 Alstaden) oder beide sich mal kümmern könnten. Gedenkstein und Eiche stehen nicht weit von dem Denkmal am Eingang Kewerstraße, das an die Opfer der Weltkriege erinnert. Dieses Denkmal, in den 50er Jahren errichtet, trat vermutlich an die Stelle eines älteren, das auf Ansichtskarten aus den frühen 20ern noch zu sehen ist. Es dürfte im 2. Weltkrieg zerstört worden sein. Die mächtigen Platanen, die dort heute noch stehen und den Denkmalstandort gewissermaßen einrahmen, sind jedenfalls weit älter als das heutige Denkmal, das sich übrigens auch in keinem sonderlich guten Zustand befindet, an dem übrigens auch schon seit Jahren keine Gedenkstunden oder Kranzniederlegungen zum Volkstrauertag stattfinden.

Von der Jahnwiese zum „Stielmuspark“

Zurück zu den 20er Jahren: Während in Zeiten der Not Pläne wie Schwimmbad (im alten Ruhrhafen der Zeche) und Kahnpartie ad acta gelegt wurden, entstand immerhin ein „Spielplatz“, was im Verwaltungsdeutsch jener Jahre „Sportplatz“ bedeutete. Das war die Jahnwiese, die in den „tausend Jahren“, die der Weimarer Republik folgten, zunächst als Aufmarsch- und Exerzierplatz für Alstadens „Jungvolk“ und „Hitlerjugend“ diente, bevor sie ab 1944 in Grabeland umgewidmet wurde. Der Krieg ging verloren, das Volk hungerte, und der Ruhrpark wurde jenen zur Verfügung gestellt, die keinen Garten hinterm Haus hatten: Kartoffeln, Gemüse – der Name „Stielmuspark“ wurde geboren und ist heute noch manchem vertraut. Merkwürdigerweise ist in Mülheim der „Stielmuspark“ im Sprachgebrauch heute noch häufiger als „Ruhrpark“.

Selbst nach dem Krieg dauerte es lange und bedurfte beharrlicher Bemühungen des Bürgerrings Alstaden (gegründet 1950 als „Gartenkulturring“), bis der Ruhrpark wieder Park sein durfte. Auch in den 50er Jahren ging es dabei ziemlich planlos zu: Es gab eine Reitbahn, es gab Ponykutschenfahrten, es gab einen Hockeyplatz auf der Jahnwiese (für den SC Rot-Weiß), das erste Handballspiel nach dem Krieg wurde im August 1945 ausgetragen – gute Verbindungen des Alstadener Turnvereins zu britischen Besatzungsoffizieren hatten dies ermöglicht.

Mitte der 80er Jahre wurde der Ruhrpark Schauplatz der „Ruhrfeste“, einer großen Kirmes mit Festzelt und Schlagernstars wie Roy Black oder Bata Ilic und Modenschauen des örtlichen Handels und Boxen vom BC Ringfrei. Veranstalter war der Bürgerring, der diese Aktivität 1996 wieder einstellte. Auch eingestellt und längst abgebaut ist der „Trimm-Dich-Pfad“, den die Stadt in den 70er Jahren hatte anlegen lassen. Mancher vermisst die Sportgeräte, zumal der Park heute von Joggern und an manchen Tagen auch von Mountainbikern stark frequentiert ist.

Was es auch schon länger nicht mehr gibt: Am Spielplatz, dessen Ausstattung sich von Zeit zu Zeit änderte (die wunderbare Grubenlok von Zeche Hibernia ist auch verschwunden), stand früher mal der „Pilz“, ein Holz- und Binskonstrukt, umgeben von einer Rundbank, ideal als Treffpunkt und auch dafür gedacht. Bis Rowdys den „Pilz“ als Treff für sich entdeckten, zündelten, kaputt machten – Abbau. Im Ruhrpark-Bogen Deich/Speldorfer Straße gab es lange Zeit Tische und Bänke, die sehr

rege unter der Woche von „Püttrologen“ zum Skatspielen und zum beliebten Terzen, am Wochenende von Familien zum Picknicken genutzt wurden. Die Kumpel wurden schließlich immer weniger... Aus der traditionsreichen Kneipe „Kuss am Ruhrpark“ ist über Zwischenstationen längst das „Restaurant Pfefferkönig am Ruhrpark“ geworden, mit einem bescheidenen Biergarten ist es die einzige Gastronomie im und am Park.

Neues Leben auf alter Zeche

Noch, muss man da sagen, denn: Auf der anderen Seite der Solbadstraße herrscht wieder Leben. Lange Jahre hatten die letzten baulichen Überbleibsel der ersten alstadener Zeche (Direktorenvilla an der Haldenstraße, Pförtnerhaus an der Solbadstraße, Reste von Pferdestall und Maschinenhaus mittendrin) ein Dornröschendasein geführt – mit Ausnahme der alten Direktorenvilla, die immer bewohnt geblieben war. Hinter diesem Haus öffnet sich der Eingang zu einem Spazierweg, der über die sanften Kuppen des Geländes gewissermaßen „hintenrum“ zur Solbadstraße führt. Am Ruhrpark-Eingang Solbadstraße erinnern eine Gedenktafel zum „Hundertjährigen“ der ersten Alstadener Zeche und ein Stück weiter die letzte Grubenlore sowie eine halbe Seilscheibe ans Ende der Alstadener Zechengeschichte.

Vor einigen Jahren hatte der Oberhausener Ernst Gerlach (Staatssekretär a.D.) aus der Gesamtfläche, die man ruhigen Gewissens dem Ruhrpark zurechnen darf, eine 9000 Quadratmeter große Teilfläche gekauft: Im ehemaligen Pförtnerhaus wohnt seine Tochter mit ihrer Familie, auch der Asso-Verlag, um

Weiß gefliest waren die Ställe für die Pferde, die im 19. Jahrhundert die Kohle in Holzwagen zur Ruhr zogen.



den sich die Familie Gerlach kümmert, ist zu Teilen hier untergebracht. Nach langen Verhandlungen und Erörterungen laufen mittlerweile die Bauarbeiten, die die Sicherung, Instandsetzung und Folgenutzung der alten Zechenbauten zum Ziel haben. Sie sollen nicht nur so herum stehen, obschon sie ein schönes Bild abgeben mit dem wunderbaren Ruhrsandziegel, aus dem sie (wie einst ganz Alstaden und weite Teile Oberhausens) gemauert sind. Die Familie Gerlach will die Bauten für ein Literatur- und Lesecafé nutzen, vielleicht auch einen Biergarten einrichten, Platz schaffen für künstlerische und gesellschaftliche und gesellige Treffen. Das Maschinenhaus hat einen 120 Quadratmeter großen nahezu quadratischen Raum, der einfach ideal erscheint. Jetzt geht die Baustelle in die Winterpause, vielleicht ist im Frühsommer 2017

Eröffnung. Glück Auf, kann man da nur wünschen.

Der Ruhrpark selbst? Immerhin: Von Zeit zu Zeit tat und tut sich was. Der Abenteuerspielplatz (vor wenigen Jahren gebaut mit vorwiegend Landesmitteln, Kostenpunkt: 400 000 Euro) ist bundesweit ein Vorzeigeobjekt, vom Biotop (angelegt aus einem so genannten „Naturschutzprogramm Ruhr“) war schon die Rede. Die Wiesen sind offen für Sport und Spiel, um die marode Wege- und Stufenstruktur will sich die OGM als Verwalterin demnächst kümmern.

Der Ruhrpark – irgendwann war er da und irgendwie nie fertig. Die Alstadener sollten vielleicht mal wieder meckern, ihr Park hätte es verdient.

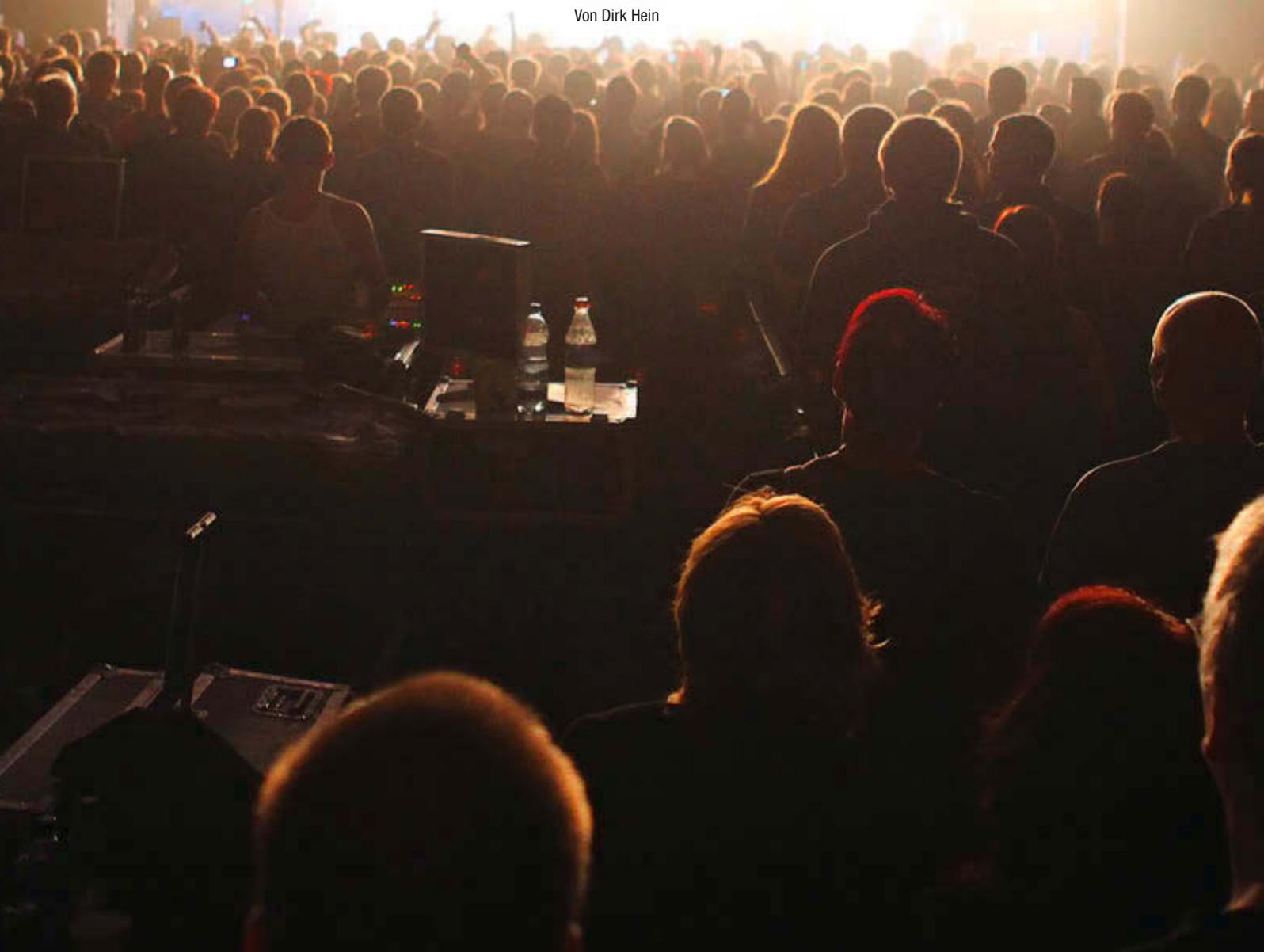
Englischer Garten

Als „Englischer Garten“ sei er angelegt, schreibt die für Parks zuständige Oberhausener Gebäude- management GmbH (OGM) zum Ruhrpark. Groß ist er 15 Hektar, von denen etwa fünf Hektar als Wald gelten. Sechs Hektar Rasenflächen geben dem Park sein sattgrünes Gesicht, zu dem 1,5 Hektar Wasserfläche und 3,0 Hektar, die mit Gehölzen und Stauden bestanden sind, sowie 1,5 Hektar Wegeflächen passen.

DIE TURBINENHALLE STEHT NOCH UNTER STROM

Bei Konzerten und Festivals gibt es im Industrierelikt der Gutehoffnungshütte (GHH) jede Menge Leben. Ein Stück Disco-Kultur ist erhalten geblieben.

Von Dirk Hein



1909 von
der GHH
gebaut

Keine Seltenheit:
Menschenschlangen
vor dem Eingang
im Gewerbegebiet
Lipperfeld.



FOTOS: WALEN (7)

Vor sechs Jahren war der Graf da. Er kam allerdings nicht mit einer pompösen Kutsche vorgefahren, sondern mit einer Kolonne von bulligen Lastentransportern. Der Sänger mit dem adeligen Namen zeigte sich damals mit der Elektro-Rock-Gruppe Unheilig in der Turbinenhalle bei einem umjubelten Konzert samt sperriger Bühnenkulisse gut aufgelegt. Später füllte der populäre Sänger ganze Stadien. So wie bei ihm hat die ehemalige Industriehalle viele Musiker bei ihrem Aufstieg in den Olymp des Populären begleitet. Auf der anderen Seite haben am südlichen Zipfel des Gewerbegebiets „Im Lipperfeld“ auch einige Alt-Stars für ein Comeback wieder ein Dach über den Kopf gefunden.

Auch wir schauen in der Turbinenhalle vorbei und treffen Hallenchef Michael Neumann. Er steht an einem Kühlschrank und blickt auf sechsfach gestapelte Limonaden-Flaschen. Es ist

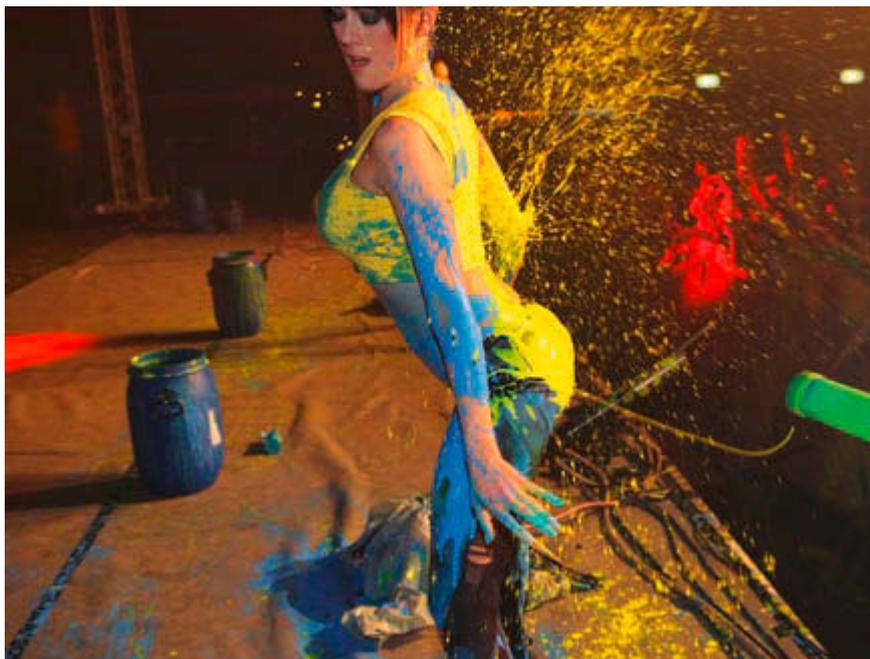
menschenleer in diesem riesigen Innenraum, in dem man meint, man könne eine Stecknadel fallen hören. Nur Stunden vorher hatten hier noch mehrere Tausend Anhänger der Elektro-Musik ausgiebig in Ohropax-Lautstärke gefeiert. „Wir bauen mal wieder um“, sagt Neumann. Und er meint nicht die Schiebewagen, die gerade Sperrgitter in die Lagerräume transportieren, sondern diese Zettelwirtschaft mit Bauplänen, die er in seinen Händen trägt. „Es entstehen zurzeit neue Verwaltungsräume. Von Plätzen für die Technik bis zu einem Konferenzraum ist dann endlich alles an einem Ort vorhanden.“

Strom und Druckluft für die Eisenhütte

Es fügt sich hier vieles zusammen. Der verbaute Stahl. Die Verstrebenen, die das wuchtige Dach und die spartanischen Zuschauer-Balkone verbinden. Ein bisschen bröckelt es draußen an einigen Stellen am alten Gemäuer. Doch eine Schönheitskönigin wollte die Turbinenhalle nie sein. Sie feiern hier den Charme der Urzeit. Flächige Graffiti

auf den Mauern rahmen dicke Metalltüren. Sie wirken wie Tattoos, die man heimlich einem Dinosaurier verpasst hat, der nach einem langen Marsch müde geworden ist. Doch das Bild hinkt auf diesem gewaltigen Areal, auf dem die Gutehoffnungshütte (GHH) im Jahr 1909 einst die Turbinenhalle baute. Die Jahreszahl ziert eine Plakette aus Stein, die wie eine Krone auf dem Hallendach des Industrierektes Weltkriegs und den Niedergang der Montanindustrie überdauert hat. Die Turbinenhalle steht heute noch immer unter Strom. Nur eben anders als in den Anfangsjahren – als die gewaltigen Turbinen hier für die Malocher ihre Runden drehten. Denn: Sie sorgten für Strom und Druckluft für die benachbarte Eisenhütte II mit vier Hochöfen.

Den bis heute entscheidenden Richtungswechsel gab es im Gemäuer erst 1993 – als für die Arbeiter längst für immer Feierabend war: Statt Gasmaschinen stampften nun die Schwofliebhaber. Es war die Geburtsstunde



Immer wieder beliebt:
die knallbunte
Neonsplash-Party.

der Großraum-Diskotheek, die an den Wochenenden, anfangs noch unter der Regie des mittlerweile verstorbenen Geschäftsmanns Edgar Engel, mehrere Tausend Tanzwütige anlockte. Woche für Woche.

Doch nach den trubeligen Erfolgen in den 1990er-Jahren ebte das Geschäft mit zappelnden Nachtschwärmen in den 2000er-Jahren merklich ab. 2007 übernahm der Krefelder Unternehmer Michael Neumann die große Halle. Und krepelte das Tanz-Geschäft um. „Die Großraumdiskothek hatte sich mit den vielen verschiedenen Tanzflächen und Musikstilen einfach überdauert.“ Die Evolution des Ausgehverhaltens konnte Neumann nicht aufhalten. Er investierte in Technik und Gebäude, baute die Hallen um – für Konzerte, Festivals und Messen. Dies bedeutete einfacher kalkulierbare Einnahmen im wankelmütig gewordenen Disco-Geschäft mit seinen stark schwankenden Besucherzahlen und hohen Personalfixkosten.

Nostalgie hinter dem Kassenhäuschen

Schaut man hinter die Kassenhäuschen am Haupteingang, wird es nostalgisch: Denn trotz des Strukturwandels unter der Discokugel ist hier ein Teil der Tanz-Kultur erhalten geblieben. Mit Anstrengungen, das gibt Michael Neumann zu. Doch die Turbinenhalle ist nach wie vor eine der wenigen alten Großraumdiskotheeken, die überhaupt noch ein wöchentliches Zappel-Programm anbietet. Früher konnte man im Eingangsbereich scharf nach rechts abbiegen und landete prompt im T-Club. Für viele Tanzfreunde war dieser Ort eine willkommene Oase in der Jubelphase für Elektro und Techno. Beliebte Diskjockeys spielten hier nämlich Rock und Klassiker. Selbst an den Donnerstagen war der T-Club in den 1990er-Jahren rappellvoll.

Heute heißt genau dieser 830 Quadratmeter große Raum „Steffy“ – und öffnet an Freitagen und Samstagen als einziger Saal der Turbinenhalle für regelmäßige Motto-Abende die Türen. Der Club be-

sitzt einen eigenen Eingang. Um dort hinzugelangen, läuft man von der Mülheimer Straße aus an einem Fitnessstudio vorbei, das als Mieter in der Turbinenhalle mit einem 24-Stunden-Angebot die Körperbewussten anlockt.

Turbinenhallen-Chef Neumann wollte das Tanzgeschäft damals bewusst vom Konzert- und Festivalbereich trennen. Nicht ohne Grund. Unmittelbar vor seiner Übernahme hatte die Halle mit einem eher schlechten Ruf zu kämpfen. Die Polizei schrieb in ihren Berichten regelmäßig über die „Großdiskothek im Lipperfeld“ – oft ging es um Drogen-delikte.

Nur 20 Prozent der Discobesucher aus Oberhausen

Das Image, so Neumann, habe sich glücklicherweise verändert. Im kleineren Club-Bereich müsse man dafür aber mehr bieten als früher. Kommt eine Party nicht an, verbreite sich die Meinung durch Facebook und What's App im Internet wie ein Flächenbrand.



Knapp 5000 Feierwütige finden in den verschiedenen Locations Platz.

Aufschließen und zu sagen „Schaut her, nun ist Disco!“ reiche schon lange nicht mehr. Heute verlangen die Nachtschwärmer: ein Kostümmotto. Oder Getränke-Angebote. Und Extras wie einen Biergarten. Star-Discjockeys. Natürlich mit Konfetti-Regen. Und Abgammel-Ecken. Am besten jede Woche wechselnd.

Auffällig ist dabei übrigens, dass das „Steffy“ vor allem Tänzer aus den Nachbarstädten anlockt. Nur rund 20 Prozent der Besucher kämen aus Oberhausen, rechnet der Hallenchef vor. Das Tanzgeschäft sei umkämpft, laufe aber stabil. Einen regelrechten Boom erlebt dagegen der Konzert- und Festivalbereich. Zehn Prozent Steigerung zählt Michael Neumann gegen-





Prominente Stars
auf der Bühne:
US-Rapper Kid Ink mit
„zartem“ Bodyguard.

über 2015. Mehr als 100 Einzelveranstaltungen werden in der „Main Hall“ (1000 Quadratmeter) und „Turbinenhalle 2“ (850 Quadratmeter), der ehemaligen Soccerhalle (1600 Quadratmeter), der Diskothek „Steffy“ (830 Quadratmeter), der „Kammer“ und dem „Cosmo“ (jeweils 350 Quadratmeter) durchgeführt. Erst Ende 2014 wurde die „Turbinenhalle 2“ mit einem Budget von zwei Millionen Euro umgebaut und durch einen Anbau ergänzt. Addiert man alle Bereiche, finden knapp 5000 Feierfreudige Platz. Je nach Veranstaltung lassen sich die Bereiche auch verbinden – ein klarer Wettbewerbsvorteil gegen ambitionierte Konkurrenten wie die Grugahalle in Essen oder die Westfalenhalle in Dortmund.

Metal-Musik neben Eisen und Stahl

Nicht alles funktionierte, Flops gab es auch: Eine Billardhalle mit vielen Tischreihen und eine Soccerhalle für Fußballer kamen beim Publikum nicht an. Lerneffekte, nennt es Michael Neumann. Seine Erfolge zieren dagegen wie Tapeten

die Büroräume. Das jährlich wiederkehrende Film- und Horrorfestival „Weekend of Hell“ holte sogar schon Hollywood-Stars wie Michael Madsen („The Hateful Eight“) nach Oberhausen. Auch eines der letzten großen Festivals seiner Art, die Irokesenschnitt-Sause „Punk im Pott“, und die knallbunte Neonsplash-Party mit Farbkanonen sind Stammgäste in der Turbinenhalle.

Neulich erst spielten die Veteranen von In Extremo und Whitesnake vor. Für die nicht unbedingt auf den Massengeschmack zielenden Genre-Konzerte ist die Turbinenhalle zu einer heißen Adresse geworden. „Metal, das muss man passenderweise sagen, läuft bei uns besonders gut“, analysiert Michael Neumann. Diese ursprüngliche Verwandtschaft zu flüssigem Eisen lässt sich hier eben nicht verleugnen.



Der Graf trat auch schon in der Turbinenhalle auf.

„EIN FRÖHLICHES HOFFUNGSSIGNAL“

Der erste Oberhausener Katholikentag unter dem Motto „Kirche findet Stadt“ hat viele Menschen bewegt

Von Martina Nattermann



Im Anfang war ... – erst mal jede Menge Gegenwind. Als die Idee von einem Oberhausener Katholikentag die Runde machte, waren beileibe nicht alle begeistert. Dass man sich in Zeiten, in denen Pfarreien erneut um ihre Zukunft ringen, mit einem solchen Großprojekt belasten wolle, war die Hauptsorge. Diese Bedenken hat der erste Oberhausener Katholikentag, der vom 3. bis zum 11. September 2016 Tausende von Menschen bewegt hat, offenkundig zerstreuen können: „Ich habe ausschließlich positive Rückmeldungen bekommen, die Stimmung war überwältigend“, resümierte Stadtdechant Peter Fabritz kurz nach dem Ereignis, bei dem die katholische Stadtkirche sich unter dem Motto „Kirche findet Stadt“ mit mehr als 60 Veranstaltungen in all ihrer

Vielfältigkeit als Partner der Stadtgesellschaft präsentiert hat. „Von diesem Oberhausener Katholikentag ist ein fröhliches Hoffnungssignal ausgegangen“, brachte Joachim Deterding, Superintendent der Evangelischen Kirche in Oberhausen, bei der Abschlussmesse im Stadion Niederrhein die Außenwirkung des Veranstaltungsmarathons auf den Punkt.

Aber zurück zum Anfang: Die Idee zu einem Oberhausener Katholikentag geht zurück auf das Jahr 2012, als der Dialogprozess im Bistum rund 250 Menschen in der Jugendkirche Tabgha zusammengebracht hatte, um über Zukunft von Kirche vor Ort zu sprechen.

Das Votum, das letztlich von der Veranstaltung ausging, war der Wunsch,

als Stadtkirche ein positives Signal zu setzen. Warum nicht einmal einen Katholikentag für Oberhausen gestalten, war die Idee, die seither im Raum stand – aber irgendwie doch bald wieder zu den Akten gelegt wurde, wo sie einige Zeit schlummerte. „Als Thomas Gäng, Katholikenratsvorsitzender wurde, hat er die Idee wieder aufgegriffen und das Vorhaben forciert“, betont Peter Fabritz. Und Gäng bestätigt: „Wir hatten diesen Auftrag in Tabgha von den Laien mitbekommen. Das umzusetzen, hab' ich als Verpflichtung empfunden.“

Als das Vorhaben dann tatsächlich konkreter wurde, war mancherorts die Skepsis groß: „Es hat vehemente Gegner des Projekts gegeben, wir haben heftigen Gegenwind zu spüren bekommen“, erinnert sich Fabritz. Es

Volle Tribüne, hunderte Messdiener in farbigen Gewändern: ein eindrucksvolles Bild, das sich beim Abschlussgottesdienst von der Altarbühne aus bot.



sei wohl vor allem der Zeitpunkt gewesen, der die Stimmung pro Katholikentag nicht gerade befördert habe, sagt er mit Blick auf den neuerlichen Spar- und Schrumpfkurs, den das Bistum zu eben jener Zeit ankündigte. PEP heißt das Schreckgespenst. Was in dieser Kurzform fröhlich und schwungvoll klingt – hatte im Bewusstsein der oft noch unter der letzten Strukturreform leidenden Gemeinden eher für Schockstarre als für Aufbruchsstimmung gesorgt: der Pfarrei-Entwicklungs-Prozess, der den Pfarreien abverlangt, bis Ende 2017 ein Votum vorzulegen, wie und wo bis 2020 satte 35 Prozent und bis 2030 weitere 15 Prozent der Kosten eingespart werden können. Das wird nicht ohne drastische Einschnitte, ohne weitere Zusammenlegungen und Aufgabe von Gebäuden und Angeboten abgehen können. Vier Pfarreien etwa wird's in Oberhausen wohl nicht mehr allzu lange geben. Das zeichnet sich bereits mehr als deutlich ab. Vor diesem Hintergrund sei manch einem nicht nach einer Großveranstaltung zumute gewesen. Selbst wenn diese den Kirchensteuerzahler nicht belastet, weil sie allein aus Spendenmitteln finanziert werden sollte.

Bei anderen wiederum ist aus der Ankündigung neuer Sparzwänge offenbar eine Jetzt-erst-recht-Stimmung erwachsen. Die gefassten Pläne jedenfalls wurden nicht noch einmal verworfen: „Im November 2015 haben wir die Ideen und Ziele dann im Stadthaus vorgestellt“, erzählt Thomas Gäng.



FOTOS: BÜRO/OLZ 46, WALLBERN/OLZ

Rund 80 Menschen – überwiegend Vertreter von Gemeinde- und Pfarrgemeinderäten – haben interessiert zugehört. „Als wir am Ende abgestimmt haben, gab's eine fast 100-prozentige Zustimmung.“

Damit nahm das Projekt Katholikentag Fahrt auf. Allerorten wurde daran „gewerkelt“, ein Projektchor nahm die Proben auf, Veranstaltungen, Konzerte und Exkursionen wurden geplant, Referenten besorgt, Ausstellungen vorbereitet, Künstler gebucht und immer wieder neue Ideen und Impulse geboren: Herausgekommen ist ein Programm,

das mehr als 60 Einzelveranstaltungen an zehn Tagen bot – Humoristisches und Ernstes, Klassische Musik auf höchstem Niveau ebenso wie Mitsingabende, geistliche Impulse und gesellschaftspolitische Diskussionsforen, ein Markt der Möglichkeiten und ein Abschlussgottesdienst, der alles in allem rund 3500 Menschen im Stadion Niederrhein zusammenbrachte. „Das ist eine tolle Sache, dass sich Stadtkirche so auf den Weg macht, gerade in Zeiten, in denen sich die Pfarreien mit Blick auf 2030 neu aufstellen“, zeigt sich Bistumssprecher Thomas Rünker beim „Markt der

◀ Bei strahlendem Sonnenschein wurde im Stadion Niederrhein die Abschlussmesse gefeiert.
▶ Beim Markt der Möglichkeiten auf dem Altmarkt präsentierten sich Vereine und Verbände: Der Kita-Zweckverband hatte ein Programm für Kinder organisiert.



Die Katholische Frauenorganisation KfD zog beim Auftakt die Blicke mit einer Schirm-Aktion auf sich.

Möglichkeiten“ auf dem Altmarkt begeistert: „Die Oberhausener zeigen hier eine sehr angenehme Mischung aus Selbstbewusstsein und dem Signal hinhören zu wollen auf das, was die Stadt von der Kirche als Partner erwartet. Das ist ein starkes Zeichen.“ Ganz ähnlich empfand es offenbar auch Thomas Sternberg, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, der auf der dicht umlagerten Bühne vor der Herz Jesu-Kirche eine Rede zum Thema „Die Kirche in der Welt von heute“ hielt: „Kirche ist nicht für sich selber da. Konsequenz nach draußen gehen, das kann frei machen, das kann

beleben. Das tun Sie hier in Oberhausen“, lobte er. Wenn Kirche Menschen erreichen wolle, müsse sie konsequent sichtbar werden – „wie hier“.

Ob man mit einer solchen Veranstaltung Menschen gewinnen kann? Menschen, die mit Kirche bislang wenig bis keine Berührung hatten oder ihr sogar ablehnend gegenüberstehen? Da ist Stadtdechant Peter Fabritz eher skeptisch: „Kurzfristig wohl nicht. Aber darum kann's auch gar nicht gehen. Wir sind in einer Situation, in der es wichtig ist, erst mal die zu bestärken, die der Kirche nahe sind. Bei vielen hat sich mit der Zeit eine pessimistische Grundhaltung eingeschlichen, das Gefühl, mit Kirche und Glauben nichts mehr reißen zu können.“ Das sieht auch Thomas Gäng als Sprachrohr der katholischen Laien so: „Wir müssen uns erst mal wieder selbst bestätigen, uns wieder trauen, für unseren Glauben zu werben.“

Was das angeht, war der Markt der Möglichkeiten, bei dem sich vor allem der etablierte Katholizismus – Vereine, Verbände und Institutionen vom Arbeits-

Volles Programm

Highlights aus den 60 Veranstaltungen waren z. B.:

- Chor- und Orchesterkonzert in Herz Jesu: Messe in As-Dur von Franz Schubert
- Ausstellung Glaubenszeugen des 20. Jahrhunderts in St. Josef Buschhausen
- „Glaube und Humor – Wie passt das zusammen?“ in der Bernarduskapelle
- Matthias Reuter- Kabarett mit Klavier in St. Theresia
- Kinoabend mit Günter Lamprecht in der Lichtburg
- Liturgische Nacht in St. Antonius Alstaden
- „Frauenleben in Kirche und Gesellschaft“, gesellschaftspolitisches Frauenfrühstück im Gdanska



Provokante Frage zum Auftakt der Diskussion.



losenzentrum bis zum Kita-Zweckverband – präsentierte, Balsam für die Seelen vieler, die sich für Kirche engagieren und sich dabei zunehmend „allein auf weiter Flur“ fühlen: „Schön, mal zu erleben, wie viele Gleichgesinnte es doch noch gibt, wie viele Katholiken in Oberhausen an verschiedensten Stellen aktiv sind“, freute sich Ursula Mertens, die am Stand der Christlichen Stiftung Zukunft Mensch zum Gespräch einlud. Hunderte von interessierten Oberhausenern schlenderten an diesem sonnigen Samstag an den Ständen vorbei, kamen mit den Aktiven ins Gespräch und nutzten das Kirchencafé, in dem an diesem Tag rund 2400 Stücke Kuchen ausgegeben



Schon zur feierlichen Eröffnung des Katholikentages in St. Pankratius in Osterfeld war die Propsteikirche gut gefüllt.

wegen – und auch wegen der Finanzen – einige schlaflose Nächte“, gesteht Thomas Gäng ein.

Für die Kosten haben sich letztlich offenbar ausreichend Spender gefunden: „Der Katholikentag hat nicht einen Cent Kirchensteuer gekostet. Alles wurde auf Spendenbasis finanziert“, betont Stadtdechant Peter Fabritz, ohne allerdings den Aufwand konkret beziffern zu wollen.

Und was die Kulisse im Stadion angeht, sollte sich auch Willi Kösters Wunsch erfüllen: „Wow“, oder etwas ganz Ähnliches hat an jenem heißen Sonntagvormittag mancher gesagt, der hunderte von Messdienern auf den Bänken vorm Altar und die gesamte Oberhausener Geistlichkeit um den Altar versammelt sah, dazu zwei große Chöre und eine volle Tribüne. Mit Shuttlebussen waren viele Gläubige von ihren Gemeinden zum Stadion gebracht worden:

wurde, zum Plaudern und Verweilen. Und nicht wenige der Gespräche kreisten immer mal wieder um den bevorstehenden Abschlussgottesdienst im Stadion Niederrhein: Werden genug Menschen kommen, damit man sich als katholische Kirche nicht blamiert?

Willi Köster, in der Planung von Großveranstaltungen erfahren, hat zu Beginn der Vorbereitungen, an denen er maßgeblich beteiligt war, gesagt: „Bei der Abschlussmesse muss es so sein, dass alle ‚Wow‘ sagen, die diese Kulisse im Stadion Niederrhein sehen.“ Sicher war man allerdings nicht, dass Kirche so viele Menschen wird mobilisieren können. „Klar hatten wir des-

„An keinem Ort in Oberhausen wird sonst so viel gebetet“, erklärte Fabritz scherzhaft die Standortwahl für den zentralen Sonntagsgottesdienst. Mehr als gut hatte es auch Petrus mit dem Finale des ersten Oberhausener Katholikentags gemeint: Obwohl mehr als 500 Flaschen Mineralwasser herangeschafft worden waren, machte bei einigen Messdienern in der schwülen Hitze auf dem Rasen zeitweise der Kreislauf schlapp – glücklicherweise ohne bleibende Folgen. Die Messe jedenfalls wird allen Besuchern in Erinnerung bleiben. Und Peter Fabritz, am Abend des Abschlusstages „kaputt aber glücklich“, ist sich sicher: „Man hat gemerkt, dass viele Menschen danach gehungert haben, in großer Oberhausener Gemeinschaft mal so etwas zu erleben. Wir wollten ein Mut machendes Zeichen in schwierigen Zeiten setzen. Ich glaube, das ist uns allen gemeinsam gelungen.“

AUS DEM GEFÜHL HERAUS

**Warum Mike Terranova und Dimi Pappas die Trainer sind,
die RWO jetzt braucht**

Von Peter Voss



31. Mai 2008 – Zweitligaaufstieg RWO: Mike Terranova hat im Spiel seines Lebens das 1:0 bei Union Berlin erzielt, Dimi Pappas (l.) und Markus Kaya schreien ihre Begeisterung für den Instinktfußballer heraus.



Auch Fußballgötter haben manchmal schwere Beine. Als Mike Terranova nach dem 0:5 in Wattenscheid im Vereinsheim die Treppe hoch in den Raum stapft, wo er mit SG 09-Trainer Farat Toku öffentlich ein paar Worte sagen soll, bremst der ganze Körper ab. Er will eigentlich nicht über ein Spiel sprechen, das ihm so wichtig war. Das von seiner Mannschaft mit mangelnder Einsatzbereitschaft abgegeben, später sogar aufgegeben wurde. Was für eine Schande für den Jungtrainer, geboren in Wattenscheid, gespielt in Wattenscheid, bei RWO zum „Fußballgott“ geworden.

Dann kehrt er als Jung-Regionalligatrainer zur SG 09 zurück und will was zeigen. An dem Tag wird er von seiner Mannschaft allein gelassen. So wie sie zum Saisonauftakt viermal in Folge torlos verlor und damit das Ende der Tätigkeit von Andreas Zimmermann als RWO-Trainer besiegelte. Zwei Jahre in behaglicher Mittelmäßigkeit Zimmermannscher Prägung finden damit ihr Ende. Und fordern nun mit Terranova einen Mann, der Fußball, Rot-Weiß Oberhausen und vor allem seine Werte lebt. Letzteres kann mal ein Problem für ihn werden, doch bis jetzt hat er die Kraft, mit seinen Emotionen das Team mitzunehmen. Ausnahme aus-

gerechnet Wattenscheid, das war eine Frage der Ehre.

Zu Zweitligazeiten gab es mal ein Plakat mit ihm im schwarzen Anzug und einigermaßen finster drein blickend. In „Ndrangheta-Manier“ (die kalabrische Version des organisierten Verbrechens mit rigiden Werten, das die Welt als Mafia kennt) hieß es vor einem Spiel gegen St. Pauli: „Die Familie vergisst nie.“ In Hamburg waren die Oberhausener abgeseift worden, in der Rückrunde führen sie nach einer guten halben Stunde 3:0 und gewinnen 3:2. Terranovas Vater stammt aus Kalabrien und ist 1,58 Meter groß. „Ich habe Glück gehabt, ich bin 1,72 Meter“, sagt Terranova in der Rückschau. Der kleine Mittelstürmer stand sich oft selbst im Weg und hat dennoch eine ansehnliche Karriere hinbekommen. Weil RWO-Trainer Günter Bruns wusste, wie man einen Wandervogel zum Führungsspieler umpolen kann.

Verantwortung und Respekt sind Werte, die Terranova immer in sich trug, aber erst spät in seiner Sportlerkarriere zu formulieren verstand. Bei RWO als Spieler, als es bergauf ging. Aber noch mehr, als er als Altjahrgang mit Burschis in der Dritten Liga antreten und absteigen musste. „Die haben keinen Respekt mehr“, meinte er zu jungen



Spielern, die sich für große hielten, genauso auftraten, nur nicht dort, wo es drauf ankam: auf dem Platz. Sie kamen und gingen, ohne auch nur eine Spur zu hinterlassen.

Sein letztes Pflichtspiel im Niederrheinpokalfinale gegen die Sportfreunde Baumberg hätte anders ausgehen müssen. 0:1 in der 90. Minute nach einem Fehler von Torwart Thorben Krol bescheren ihm ein Karriere-Ende, das er später immer mit „Ach ja“ leichtfertig klein redet. Wer ihn kennt, weiß: Ach ja heißt verdammt ernst. Terranova mag scherzen und immer für einen flotten Spruch zu haben sein. Wer ihm dabei in die Augen blickt, erkennt den

Terranova dahinter. Da steht ein Mann, dem Ehre, Ernst und Anstand viel wert sind. Da trifft die katholisch geprägte italienische Herkunft auf Malocher-Mentalität. Wenn man das weiß, darf man sich auf Augenzwinkereien freuen. „Terra“ sagt seinem Gesprächspartner damit: Ist alles nicht so ernst. Und testet damit, aufmerksam wie ein Luchs, wie viel Ernsthaftigkeit sein Gegenüber zu bieten hat.

So einer ist er, der Terranova. Einer, den man knuffen will, weil er altmodisch ist. Mit gerade mal 40 Jahren wirkt er, als sei er aus der Zeit gefallen. Er fuhr schon mit 32 Jahren einen Opa-Mercedes. Er hat seine Handy-

Motivieren ist eine seiner Stärken: Mike Terranova mit dem Oberhausener Jung' Raphael Steinmetz.



Seine Leidenschaft war RWO nicht: Andreas Zimmermann musste nach vier Niederlagen in Folge zum Saisonauftakt gehen.

Nummer seit mindestens zehn Jahren. seine Frau heißt Marie und ist Italienerin. Ihr gemeinsamer Sohn heißt Mike Sergio, die Tochter Alicia.

Vor Jahren schrie er im Trainingslager in der Türkei mal einen Busfahrer an, dass er Vater werde und keinen Meter mehr in diesem Bus zubringen werde. War korrekt formuliert. Nach einem Bremsmanöver auf ebener Straße rutschte der Wagen mit dem gesamten RWO-Tross meterweit in eine Ampelkreuzung – defekte Bremsen. Auf dem weiteren Weg zu einem Testspiel ging es kurz darauf steil bergab eine Küstenstraße hinunter – gottlob in einem anderen Bus mit intakten Bremsen. Mit dem ersten Gefährt wäre das Testspiel ausgefallen und RWO in allen Nachrichten gewesen.

Schluss mit Ernst: Wenn „Terra“ sich auf sicherem Terrain fühlt, ist er locker, freundlich, witzig. Er ist ein Typ, von dem man unbeschadet einen Gebrauchtwagen kaufen würde. Deswegen hat er daraus seinen Gelderwerb gemacht. Fußball ist sein Leben, RWO seine Leidenschaft. Mit Autos finanziert er das alles und seine Familie.

Und dann kommen wir doch zu Andreas Zimmermann. Fußball mag sein Leben sein, seine Leidenschaft war RWO

nicht. Gelderwerb natürlich. Ehrgeizig war er, aber brannte er? Wenn ein Trainer zwei Jahre lang verbreitet, dass mit dem Kader und den finanziellen Möglichkeiten nicht mehr drin sei, als eben der vierte oder fünfte Platz, schließt er aus, dass er in der Lage ist, seine Mannschaft zu mehr zu motivieren.

Elf Spieler als Gebilde auf dem Platz und sechs, sieben dahinter können in der Summe mehr werden als die Akteure einzeln betrachtet. Dann kann entstehen, wofür man Fußball liebt. Schönes Spiel, wie es die deutsche Nationalmannschaft seit kurzem, die spanische seit langem zeigt. Oder Effizienz, wie sie die als flapsig vorverurteilten Italiener in Perfektion ausgerechnet auf dem Rasen demonstrieren. Das alles hat immer mit einem Trainer zu tun. Einer, der nur sein Handwerk beherrscht, reicht nicht. Das können viele, das kann man lernen. Große Trainer, egal in welcher Liga, können mehr. Sie motivieren, sie nehmen mit, sie formen eine Mannschaft und dann wird Fußball schön.

Für die Fans des SC Rot-Weiß Oberhausen war Fußball unter Günter Bruns schön. Das war er objektiv betrachtet natürlich meist nicht. Aber Bruns hat seinen Spielern eine Idee gegeben



Schon in der Oberliga-Saison 2006/2007 begann der gemeinsame Weg von Mike Terranova und Dimi Pappas: Szene aus dem Spiel gegen GFC Düren (2:1).

und Erfolg gehabt. Mit ihm haben die Spieler geglaubt, dass sie besser sind, als sie es je wirklich waren. Aber sie wurden besser. Mit ihm und dem Kern der Oberliga-Mannschaft um Mike Terranova, Dimi Pappas und Benjamin Reichert erlebte der Verein in seiner jüngeren Vergangenheit mit dem Doppelaufstieg und drei Jahren in der zweiten Liga seine beste Phase.

Dann folgten die grauen Jahre mit dem Doppelaufstieg und den dazu gehörigen Trainern. Peter Kunkel gab der von Mario Basler zusammengestümperten Mannschaft als Erster durch Mitspracherechte wieder Halt und Vertrauen. Die dankte es ihm mit einer Regionalliga-Rückrunde der besonders siegreichen Art. Mit Andreas Zimmermann glaub-

ten die Verantwortlichen dann den Mann verpflichtet zu haben, der mit Professionalität und Fußball-Lehrer-Lizenz Höheres versprach. Das tat er vom ersten Tag an nicht und schaffte sich damit ein Ruhekit. Die Spieler sagten, das Training ist gut. Daraufhin weitete der RWO-Vorstand Anfang April in altbekannter Schunkellaune den Vertrag aus. Um zwei Jahre, ohne Zielsetzung oder Klausel und sogar wohlwissend, dass da was fehlt.

Ja, was denn?

Mit einem 0:3 im eigenen Stadion gegen Viktoria Köln ging RWO in die Winterpause, die U 23 ist mit einem Rückstand von 13 Punkten auf den Nichtabstiegsplatz hoffnungslos. Letzter der Oberliga. Mike Terranova über-

nimmt den Trainerjob von Peter Kunkel, dessen motivatorische Fähigkeiten auf der Strecke geblieben sind. David Jansen wechselt in der Winterpause zu Viktoria Köln. 0:0 gegen RW Ahlen, 0:1 in Aachen, sechs Spiele Sperre für Patrick Bauder nach dessen zweitem Platzverweis der Saison oder ein 1:2 in Mönchengladbach machen schnell klar: Es wird wieder nichts, die Rückrunde tragt in „Freundschaftsspielen“ aus. Es fehlt etwas, aber was? Immerhin: Bei der U 23 hat Terranova der totgeglaubten Truppe Leben eingehaucht. Sie kämpft sich heran, scheitert letztlich aber und steigt hochoberhobenem Hauptes in die Landesliga ab. Man kann verlieren, muss aber gekämpft haben, war Terranovas Motto schon als Spieler. Das lebt er als Trainer weiter.

Im Halbfinale des Niederrheinpokals verliert RWO beim Wuppertaler SV nach Elfmeterschießen. Wie im Vorjahr im Finale in Essen ist es wieder Christoph Caspari, der den entscheidenden Strafstoß vergibt. Da RWO laut Zimmermann keine offiziellen Saisonziele hatte („für mehr reicht es einfach nicht“), konnten auch keine verfehlt werden. Sauer sind trotzdem alle. Dann kommt die Vorbereitung auf die neue Saison und die läuft gut. In der Meisterschaft kommen vier verlorene Spiele ohne Tor. Und plötzlich wissen alle, was die ganze Zeit gefehlt hat. Leidenschaft! Wenn RWO schon nicht mehr Zweite oder Dritte Liga spielen darf, bitte schön. Dann aber wenigstens mit Schmackes.

Also ohne Zimmermann, dann aber mit Terranova, mit Feuer, Gefühlen, mal himmelhoch, mal ganz unten. Dass das alles so schnell geht, hätte sich Terranova nach dem famosen 7:1 gegen Siegen und dem nur eine Woche darauf folgenden 0:5 in Wattenscheid nicht gedacht. Während man plant, kommt das Leben dazwischen. Das ist auch im Fußball so. Für junge Trainer ist das besonders schwer, wenn viel Herz im Spiel ist. Wenn vergebliche Liebesmüh Leiden schafft.

Zwei Wochen zuvor. Die U 23 von RWO empfängt in der Landesliga den SV Sonsbeck. Mike Terranova, zuvor Trainer dieser Ausbildungsmannschaft, besucht wie immer das Team mit seinem Nachfolger Dimi Pappas. Günter Bruns ist auch da. Er hat sich vom Profi-Fußball verabschiedet und trainiert jetzt den Landesligisten Arminia Klosterhardt. Er nutzt die Gelegenheit den übernächsten Gegner und Ligafavoriten Sonsbeck zu beobachten. Er sagt seinem ehemaligen Spieler



Pappas: „Rufe mich mal an, wegen Speldorf.“ Das ist der nächste Gegner der Arminia. Pappas sagt: „Geht klar.“ Dann wackelt Terranova vorbei, begrüßt Bruns respektvoll. Die drei schauen sich an. Bruns überkommen die Gefühle. Er packt sich die beiden spontan und drückt sie an sich. Vater und Sohn, Stolz, Leidenschaft, eine Menge Jahre auf einem gemeinsamen Weg. Das waren die besten für alle drei zusammen. Die kommen nicht wieder, aber es kommen neue. Deswegen sind Mike Terranova und Dimi Pappas die Trainer, die RWO jetzt braucht.

Der große und der kleine Terra: Sohn Mike Sergio jagt auch dem Leder hinterher.

MIT EINEM LIPPENLAUTSPRECHER FING ES AN

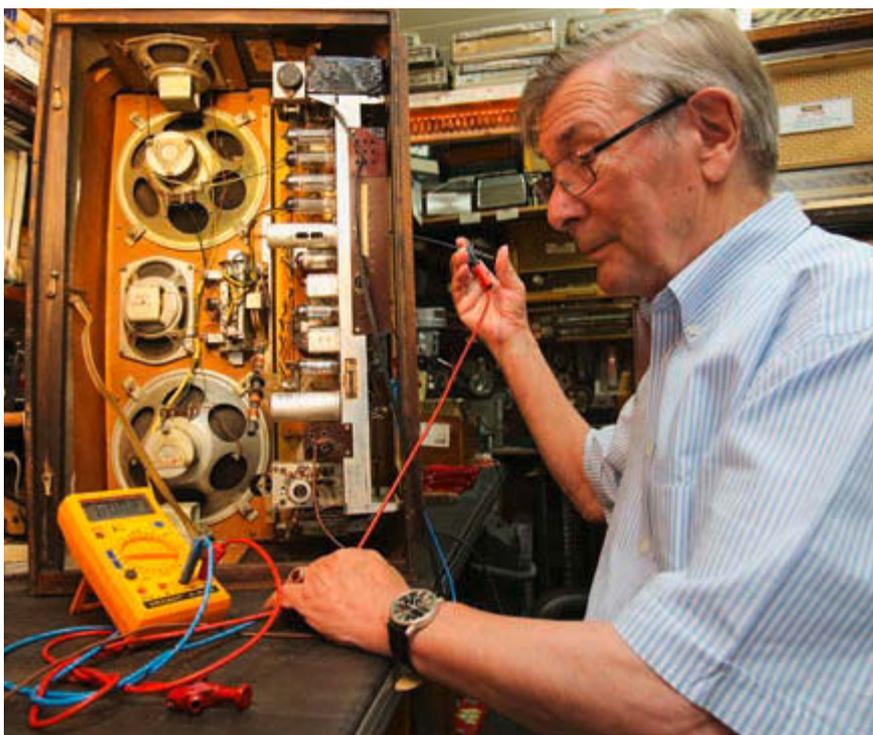
Das „Sterkrader Radiomuseum“ von Friedhelm Schaik setzt dem technischen Wandel des vergangenen Jahrhunderts ein Denkmal

Von Martin Berger

Das Flaggschiff von Philipps heißt Capella BD 663 A und hat elf Röhren, erzählt Friedhelm Schaik in seinem kleinen Gartenhäuschen an der Holtener Straße.

Und dabei zeigt er auf einen riesigen Kasten, der im Jahr 1956 gebaut wurde. Er hat acht Tasten und fünf Lautsprecher mit sechs Watt: Ein altes Radio, das damals 575 Deutsche Mark gekostet hat. Aber dieser „Capella BD 663 A“ ist nur eines der zahlreichen Sammlerstücke von Friedhelm Schaik.

Über einen wohlgetrimmten Rasen führt der Weg auf runden Steinplatten in dieses wundersame private „Sterkrader Radiomuseum“, das mit akribischer Detailliebe dem technischen Wandel des vergangenen Radio-Jahrhunderts ein sehr persönliches Denkmal setzt. Nur 30, vielleicht 40 Quadratmeter groß ist diese versteckte Schatzkammer, ein weiß gestrichenes Gartenhaus, in dem hunderte Radiogeräte, Grammophone und Volksempfänger aus den



FOTOS: WALDEN (4)

Friedhelm Schaik ganz in seinem Element.



Bis unter die Decke stapeln sich die „alten Schätze“.

1930er Jahren in ein warm-goldiges Licht getaucht werden. Dort angekommen, werden alle Besucher stets freundlich empfangen. Was fehlt noch? „Platz“. Die Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen. Das Verblüffende: Jedes einzelne dieser etikettierten Geräte funktioniert. „Ehrensache“, meint Schaik. Mit einem Tefi-Radio und einem Lippenlautsprecher hatte seine Sammelleidenschaft begonnen, erzählt der heute 84-jährige. Als Rundfunkmechaniker war ihm ein Gerät in die Hände gefallen, das jemand wegwerfen wollte. Er reparierte erst dieses, dann weitere – Geradeausempfänger von 1930 und Detektorradios.

Aber wie kam es überhaupt zu dieser wohl einmaligen Sammlung? „Weil ich so ungern Rundfunk-Technik wegwerfe. Als gelernter Rundfunkmechaniker bringe ich es einfach nicht übers Herz, alte oder defekte Teile in den Müll zu schmeißen“, erzählt Friedhelm Schaik, der Hüter dieser Schätze. Kein Wunder: Mit seinem Fachwissen und handwerk-

lichem Geschick hat er mittlerweile selbst die abenteuerlichsten Stücke, sofern sie nicht mehr funktionstüchtig waren, wieder ans Laufen bekommen. Über Jahrzehnte haben sich die historischen Schätze angesammelt, die nun in dem Gartenhaus ihren festen Platz gefunden haben. Und irgendwann hatte sich das schnell herumgesprochen. Deshalb kommen immer mal wieder interessierte Leute vorbei, um ihr „altes Schätzchen“ in „gute Hände“ abzugeben, oder um sich nach einer kleinen Führung zu erkundigen.

In zwei kleinen Räumen stapeln sich die Schätze fein sortiert bis unter die Decke. Im Nebenraum befindet sich das eigentliche Museum. Nach Themen und Herstellern aufgestellt erwartet den Besucher eine eindrucksvolle Reise durch die Entwicklung des Tons. Ein edisonscher Phonograph – natürlich auch voll funktionsfähig – mit einem Klang, der einen automatisch in die Anfänge des Tonträgers zurückversetzt. Rundfunk- und Tonträgergeräte legen

Zeugnis ab von einem beschallten 20. Jahrhundert. Zunächst lagerte Friedhelm Schaik die Geräte auf dem Speicher seines Hauses. Bis der viel zu klein wurde. Das Gartenhaus war früher einmal ein Partyraum. Doch irgendwann sind die Partys immer weniger, die gesammelten Geräte dafür immer mehr geworden. Und dann wurde aus dem Partyraum so allmählich das Sterkrader Radiomuseum. Ausgerechnet die laute und viel befahrene Holtener Straße in Sterkrade muss man überqueren, um zu dem Mann mit seiner ansteckenden Leidenschaft für den besonders feinen Hörgenuss zu gelangen. Friedhelm Schaik sammelt und repariert seit zig Jahren historische Radio- und Musikgeräte und hat eine fantastische Sammlung zusammengetragen. Ein Kleinod, das selbst den kühnsten Laien digitaler Hörproben regelrecht elektrisiert.

„Richtig glücklich bin ich, wenn ich die Rückwand abschraube und mir der Staub entgegen kommt. Dann kann ich mir sicher sein, dass da noch keiner



Sein ganzer Stolz:
Ein Grammophon mit
Messing-Schallver-
stärker.

dran war und nicht originalgetreu repariert hat“, so der ehemalige Rundfunkmechaniker, der einst bei dem Oberhausener Unternehmen „Radio Osterkamp“ seine Ausbildung gemacht hat.

Geschickt windet sich Friedhelm Schaik durch den zugestellten und doch aufgeräumt wirkenden Museumsraum, um seine Exponate zu zeigen. Ein Koffergammophon aus den 30er Jahren muss er wie eine Uhr aufziehen, ehe es eine Schallplatte zum Erklären bringt. Am „Supraphon 52“, ein Gerät aus dem Jahr 1951, erklärt er, wie Drahtspulen als Medien für Musik genutzt wurden. „So ein Gerät hat damals 1800 Mark gekostet, bei einem durchschnittlichen Monatsverdienst von 280 Mark konnte sich das kaum einer leisten.“ Auf einem Radio aus den 30er Jahren stellt Schaik

dann den WDR über Mittelwelle ein. Aus einem Lautsprecher aus dem Jahr 1929 ist plötzlich moderne Popmusik zu hören.

Radios, vom Volksempfänger bis in die Gegenwart, ein Grammophon mit riesigem Schallverstärker aus Messing oder ein Phonograph, Baujahr irgendwann zwischen 1880 und 1905. Alle fein säuberlich etikettiert. Nur, was er wieder ans Laufen gebracht hat, darf in die öffentliche Ausstellung. „Irgendwann habe ich auch ebay entdeckt“, erinnert sich Schaik. Seitdem ist es für ihn einfacher, so manches Goldstück aus der Kinderzeit der Radios zu bergen – zumal der Preis von defekten Geräten meist niedrig ist. „Ist schon ein Vorteil, die selbst restaurieren zu können“, sagt der Sterkrader. Mit dem Ruhestand vor

rund 18 Jahren blieb mehr Zeit für das Hobby. Noch immer, verrät Ehefrau Hannelore, könne ihr Mann Stunden damit zubringen, ein altes Radio wieder fit zu machen. „Wenn meine Frau da nicht mitziehen würde, könnte ich das alles vergessen. Nicht jede würde es mitmachen, wenn sich ihr Mann so oft zum Restaurieren in die Werkstatt zurückzieht.“ Und so läuft die Kommunikation unter den beiden nach erfolgreicher Instandsetzung eines Gerätes: Friedhelm öffnet die Tür des im Garten stehenden Museums und schmeißt die wieder zum Leben erweckte Kiste an. Das akustische Signal für Ehefrau Hannelore: Das Werk ist vollbracht. Der Sammler schmunzelnd: „Aber zu sagen, dass ich irgendeines der Stücke hier liebe, wäre Quatsch. Das gilt nur für meine Frau Hannelore.“

Dabei kennt Friedhelm Schaik kaum Kompromisse: „Es ist ein sehr großer Aufwand, zum Beispiel bei den vielen Tonbandgeräten die defekte Aufnahme-funktion zu reparieren. Da repariere ich schon eine ganze Weile herum.“ Es ist zwar äußerst unwahrscheinlich, dass neue Aufnahmen gefertigt werden, trotzdem betont Schaik: „Ich lege Wert darauf, dass die Funktionen auch funktionieren.“ Und das zum Wohle des Besuchers – wenn Schaik will, dann tönt es aus allen Ecken und Regalen.

Die Schaltpläne dazu findet Schaik auf modernem Weg: im Internet. Besonders stolz ist er auf eine Reihe von Volksempfängern, rechteckige, kiloschwere Geräte aus den 30er Jahren. Schaik zeigt auf eines: „Das hat schon bei meinen Eltern im Haus gestanden.“

Der größte Stolz seiner Sammlung? „Eindeutig die Volksempfänger“, sagt der Museumschef. „Elf Stück verschiedener Fabrikate und Typen, das gibt es in keiner anderen Sammlung weit und breit.“ An einem der Empfänger hängt sogar ein mahnendes Pappschild: „Feindradio zu hören, wird auf Befehl des Führers mit schweren Zuchthausstrafen geahndet“, steht da drauf. Doch auch für den, der sich für weniger finstere Kapitel der deutschen Rundfunk-Geschichte interessiert, hat Schaik von der Zeit des Phonographen bis zur MP3 etwas auf Lager. Das Koffergrammophon zum Beispiel: Schon in den 30er Jahren ermöglichte die Technik das Abspielen von Platten unter freiem Himmel. Und das rein mechanisch nach dem Prinzip einer Aufzieh-Uhr. Der Walkman gut 50 Jahre später hätte ohne Strom

keinen Mucks von sich gegeben. Und das Schallband von Tefifon, das mechanisch funktionierende Rillen wie eine Platte hatte? Es hätte, so Schaik, die Schallplatte eigentlich ablösen müssen. Denn bis zu vier Stunden Spielzeit passen auf ein solches Band. Aber warum hatte sich dieses System nicht durchgesetzt? „Es lag wohl daran, dass die großen Künstler bereits bei den Plattenfirmen fest unter Vertrag gestanden haben.“

Und nun zum Drahtton: Es handelt sich um den Lorenz Heimstudio-Koffer aus dem Jahr 1952 oder '53: Ein Drahtton- und Plattenspieler mit Radioteil. „Aufgezeichnet wird mittels eines magnetischen Ton-Systems auf 0,1 Millimeter ‚starken‘ Stahldraht“, erklärt Schaik. Und es funktioniert tatsächlich. Der Preis in den frühen 50er Jahren für diesen musikalischen Draht: satte 1.193 Deutsche Mark. Damals ein kleines Vermögen. Langeweile kennt Friedhelm Schaik (Kraftwerksmeister E/L) – bis 1995 Werkstattleiter für Elektro-, Mess- und Regeltechnik bei den Stadtwerken Duisburg – auch heute noch nicht. Denn seit über 50 Jahren sorgt er als Mitglied des Sängerbundes der Gutehoffnungshütte Sterkrade auch dort stets für den „Guten Ton“. Und das ist auch gut so.

Besuche im Sterkrader Radiomuseum können telefonisch unter der Rufnummer 0173 231 7392 vereinbart werden, weitere Infos gibt es auch unter www.Sterkrader-Radio-Museum.de



Hier wurden früher immer Partys gefeiert.

EIN JUGENDZENTRUM, IM WAHRSTEN SINN

Beim „Place2Be“ konnten junge Oberhausener nicht nur den Namen mitbestimmen, sondern waren von Beginn an in die Planung der Einrichtung involviert

Von Marcel Sroka

Freundlich und modern ist die Fassade gestaltet, die hellgrüne Farbe kann durchaus als Blickfang bezeichnet werden. Im Inneren wird gerade in der einen Ecke gekickert, in einer anderen Ecke dagegen ein virtueller Ball an der Spielekonsole über den virtuellen Rasen gejagt: Seit April 2016 finden heranwachsende Oberhausener in der Innenstadt an der Lothringer Straße eine neue Anlaufstelle, um dort ihre Freizeit zu verbringen, sich mit Freunden zu treffen oder auch Unterstützung bei schulischen oder privaten Problemen zu suchen. Das Jugendzentrum Place2Be – ein englisches Wortspiel für „angesagter Ort“ – ist dabei von Jugendlichen selbst mitgestaltet worden, schon früh waren Vertreter des Jugendparlaments in die Planungen einbezogen worden.

Jugendliche für Politik zu begeistern, für Entscheidungen, die sie auch direkt und unmittelbar selbst betreffen, sei in



FOTOS: WALDEN 41

Farbenfroh: Der Zugang zum Jugendzentrum.

der heutigen Zeit mitunter kein einfaches Unterfangen – so lauten oftmals Vorbehalte der älteren gegenüber der jüngeren Generation. Dass im Falle des Place2Be jedoch Oberhausener Jugendliche die Gelegenheit beim Schopf gefasst haben, aktiv mitgestalten zu können, darauf ist Ricardo Kötter mächtig stolz. „Wir konnten uns einmischen“, berichtet der Vorsitzende des dritten Oberhausener Jugendparlaments. „Uns wurde zugehört und wir konnten mitbestimmen“, macht Kötter deutlich, dass es sich beim Place2Be im wahrsten Sinne um ein Jugendzentrum handelt – denn die Jugendlichen haben dabei mitgewirkt, das Profil dieser Einrichtung zu entwickeln.

Nicht nur bei der Entscheidung über den Namen hatten sie ihre Finger im Spiel. „Es war eben nicht so, dass wir nur gefragt wurden, welche Sitzmöbel wir haben wollen.“ Schon bevor der erste Stein gesetzt wurde, beschäftigte sich das Jugendparlament – damals war es die 2. Jugendvertretung – ausgiebig mit den Plänen zur neuen Einrichtung. „Das war zu diesem Zeitpunkt noch etwas abstrakt“, erinnert sich Kötter zurück, schon damals Jugendparlamentarier. Realer wurde die gesamte Angelegenheit für ihn erst dann, als die Firma besichtigt wurde, welche die Fassade des Jugendzentrums liefern sollte. Bei allen weiteren Zwischenschritten waren die Jungpolitiker dabei.

Über das Endergebnis war Kötter dennoch erstaunt. „Es war schon wirklich eine Überraschung, wie der Place2Be wirkte, als er schließlich eröffnet wurde.“ Bislang habe es gegenüber dem Jugendparlament noch keine negative Kritik gegeben. „Das Jugendzentrum ist nun ein halbes Jahr offen.“ Es werde sich noch einiges tun, zeigt sich Kötter überzeugt.

„Der Standort in der Innenstadt hat sich bereits bewährt“, ist auch Elke Münich, zuständige Dezernentin für Familie, Bildung und Soziales der Stadt Oberhausen, vom neuen Jugendzentrum überzeugt. „Insbesondere Jugendliche aus diesem Bereich nutzen die Ange-



Bei der Eröffnung war der Andrang groß.

bote der Jugendeinrichtung“, berichtet München nun, ein halbes Jahr nach der Eröffnung Anfang April. Etwa 30 Jugendliche, so die Angabe der Dezernentin, würden täglich ihre Freizeit im „Place2be“ verbringen. In einem schwierigen sozialen Umfeld – in der Innenstadt ist jeder zweite Haushalt, in dem Kinder leben, auf Sozialleistungen angewiesen, wie Zahlen der Stadt zeigen – ist eine solche Anlaufstelle dringend notwendig. Zumeist positive Rückmeldungen hätten die Jugendlichen im Gepäck, gibt die Sozialdezernentin an. Klar sei jedoch auch, dass das Angebot ständig weiterentwickelt werden müsse. Versucht werde mit vielen Kooperationspartnern „ein lebendiges Haus zu gestalten“, wie Elke München es ausdrückt. Besonders die intensive Zusammenarbeit mit dem Jugendcafé „Stay“, das direkt am Place2Be angesiedelt ist, und den dortigen Mitarbeiterinnen des Trägers, dem Zentrum für Arbeit und Qualifikation (ZAQ), sei wichtig. „Das Jugendcafé ist Bestandteil des Jugendzentrums und deshalb findet auch dort ein Großteil der Arbeit der pädagogischen Mitarbeiter statt.“ Die Rückmeldungen der Besucher, besonders auf die Einrichtung des Jugendcafés, seien durchweg positiv.

Das Place2Be bietet dabei zahlreiche Aktivitäten in Form von Kursen an. Beispielsweise können die Jugendlichen sich beim Boxen, Krumpen – das ist ein in der afro-amerikanischen Gemeinde von Los Angeles entstandener Tanzstil – und Futsal spielen austoben. Ihre eigene Kreativität können die Heranwachsenden ausleben, indem sie Rap Songs schreiben und aufnehmen, Mangas zeichnen oder Kochen. Im offenen Bereich gibt es einen Medienraum, in dem die Kinder und Jugendlichen an einer Spielkonsole alleine oder



Orte zum gemeinsamen Lernen sind ebenso wichtig wie Orte zum Spielen.

Lücke am John-Lennon-Platz

Wenn etwas Neues entsteht, muss fast immer etwas Altes weichen. So auch in diesem Fall. Am John-Lennon-Platz im Marienviertel, wo einst das Haus der Jugend stand, klappt seit Jahren eine Lücke. Darum ein kurzer Blick zurück in die nicht allzu ferne Vergangenheit.

Bevor an einem neuen Standort in der Alt-Oberhausener Innenstadt ein neues städtisches Jugendangebot geschaffen wurde, war über Jahrzehnte hinweg das Haus der Jugend die Anlaufstelle für Heranwachsende aus der Umgebung. Die Aufregung in der Bürgerschaft und gerade der umliegenden Nachbarschaft war demzufolge groß, als vor etwas mehr als vier Jahren diese Einrichtung plötzlich vor einer unsicheren Zukunft stand. Eklatante Baumängel waren sichtbar geworden und hätten nur unter enormen Sanierungsaufwand beseitigt werden können. In der Politik wurde darüber diskutiert, das Haus der Jugend aufzugeben. Widerstand formierte sich in Form einer Bürgerinitiative, die später als Verein „Wir sind Oberhausen“ (WSO) auftrat und den Boden bereitete für den Einzug des Bündnis Oberhausener Bürger (BOB) in den Rat der Stadt.

Trotz dieses Einsatzes für den Erhalt des Haus der Jugend entschied sich eine Mehrheit in den politischen Entscheidungsgremien schließlich im September 2013 dafür, dessen Aus zu besiegeln. Als nicht mehr zeitgemäß und den Gegebenheiten und Entwicklungen der modernen Jugendarbeit nicht mehr angemessen, wurde dieses Kapitel geschlossen. Die Angebote für Jugendliche, die dort realisiert werden konnten, seien nicht mehr gefragt gewesen, so lautete die Einschätzung einer Ratsmehrheit. Im Oktober 2013 startete der Abriss. Noch heute klappt dort am John-Platz-Platz eine städtebauliche Lücke, konnte bislang kein Investor gefunden werden, der ein tragfähiges Konzept zur Bebauung der Fläche vorgelegt hat.

zu mehreren in virtuellen Welten der Realität kurzzeitig entsagen können. Ein weiterer Raum mit Billard- und Kicker-Tisch sowie einem Dartautomat sorgt ebenfalls dafür, dass Jugendliche gerne etwas länger bleiben. Abgerundet wird das Angebot durch eine Küche, in der regelmäßig Kochangebote durchgeführt werden, einen Multifunktionsraum für die Nutzung von Gesellschaftsspielen und einen Seminarraum, in den die Jugendlichen sich zurückziehen können, um beispielsweise ihre

Hausaufgaben in Ruhe zu erledigen. Die Gesamtkosten für den Bau – inklusiver energetischer Sanierung des Gebäudes der benachbarten Brüder-Grimm-Schule – belaufen sich auf rund drei Millionen Euro, von denen etwa 2,2 Millionen von Bund und Land aus der Städtebauförderung kommen. Noch sind nicht alle Arbeiten abgeschlossen worden. Die Neugestaltung des Schulhofes und der Außenfläche soll bis Ende 2016 jedoch endlich fertig werden. Das Place2Be soll übrigens einen „kleinen

Bruder“ in Osterfeld erhalten. Im Rahmen des Integrierten Handlungskonzepts für den Stadtteil, das Mittel in Millionenhöhe vom Land für die Stadterneuerung verfügbar machen wird, ist die Einrichtung eines Jugendzentrums vorgesehen. „Das wäre eine Chance für Osterfeld“, würde ein solches Nachahmerprojekt bei Ricardo Kötter seine Zustimmung finden. Hauptsache, auch hier hätte das Jugendparlament ein Mitspracherecht – in Alt-Oberhausen hat es ja bereits einmal geklappt.



Im Café „Stay“ können die Heranwachsenden in entspannter Plauderlaune sitzen.

Weitere Informationen

Im „Place 2 Be“, Lothringer Straße 20, betreuen Meik Heuser (Einrichtungsleiter), Fatma Kurt-Ayar und Florian Bendorf die heranwachsenden Besucher.

Geöffnet hat die Einrichtung dienstags bis donnerstags von 15.30 bis 21 Uhr, sowie freitags und samstags von 15.30 bis 22 Uhr.

Kontakt: Meik Heuser, Tel. 0208 9601044, mobil 0151 74671235 www.oberhausen.de/place2be und im sozialen Netzwerk Facebook auf www.facebook.com/Place2BeOberhausen.

WENN SATIRE FAST WAHRHEIT WIRD

TV-Journalist und RWO-Fan Tom Theunissen erneut mit dem renommierten Grimme-Preis ausgezeichnet

Von Gustav Wentz

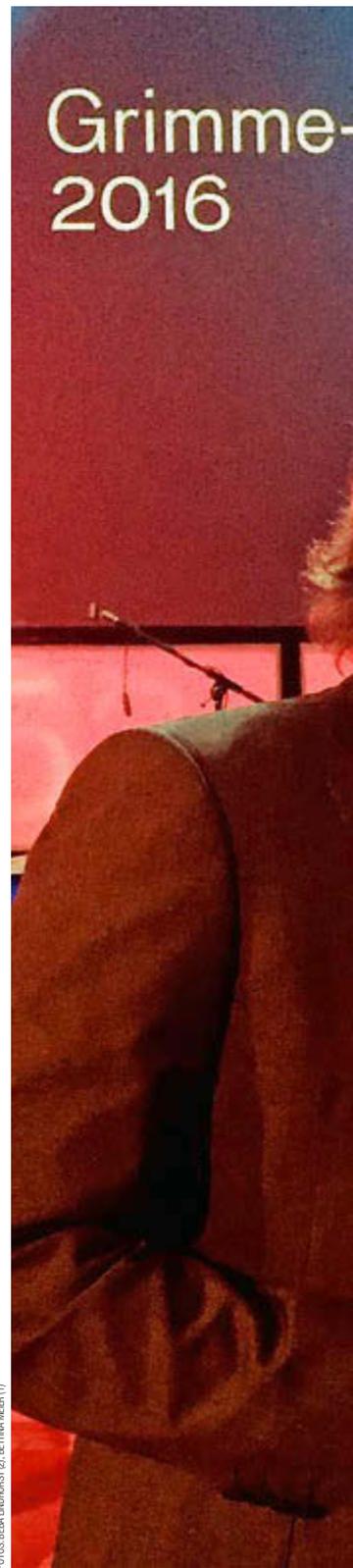
Samstagvormittags vor dem Café Extrablatt auf der Marktstraße zu sitzen, Kaffee oder sonst was zu trinken, und jemanden zum Plaudern bei sich sitzen zu haben, der zwar Oberhausener ist, diese Ecke der Stadt aber schon seit vielen Jahren nicht mehr besucht hat – der hat's nicht leicht. Der Gast allerdings auch nicht, denn er muss sich zwischendurch doch immer wieder mal wundern. Fast befürchtet der Oberhausener, der bleibt, dass der Oberhausener, der wieder fährt, demnächst einen Film über Oberhausen (oder spezielle Ecken in der Stadt) macht. Der Gast ist Tom Theunissen, und er ist ein ausgewiesener und vorzeigbarer und mit den renommiertesten Preisen seiner Branche ausgezeichnete Fernsehjournalist. Was den Aspekt „Befürchtung“ angeht: Tom Theunissens Werke sind wunderbar, aber nicht selten auch ätzend, denn Tom Theunissen ist vom Humor der

Sorte extra dry, ein scharfer und scharfzüngiger Beobachter, ein Meister der Satire, die manchmal zur Realsatire wird. Doch der Reihe nach.

Das Licht der Oberhausener Welt erblickte Theunissen im Jahre 1962 im damaligen St. Elisabeth-Krankenhaus, und er hatte es nicht weit nach Hause. An der Friedhofstraße gleich hinterm Krankenhaus nämlich wohnten seine Eltern, und hier – unter einem Dach mit Oberhausens langjährigem Bürgermeister Fritz Eickelen und auch mal dem RWO-Profi Edith „Eddy“ Agoye – verbrachte Tom Kindheit, Jugend, junges Erwachsensein. Die Luisenschule zum Schreiben- und Lesenlernen ist nicht weit weg davon, danach ging's aufs Heinrich-Heine-Gymnasium, wo er schließlich als „Neusprachler“ das Abitur ablegte. Sein Vater war Konrektor und später Rektor der einstigen Marktschule in der Alt-Oberhauser Innenstadt, und die immer fürsorglichen

Preis in Händen (v.l.): Tom Theunissen (Buch und Regie), Marcus Foag (Produktion), Olli Dittrich („Schorsch Aigner: Der Mann, der Franz Beckenbauer war“).

FOTOS: BEER LINDHORST (2), BETTINA MEIER (1)





In der Münchner „Arroganz-Arena“ entstand bei den Dreharbeiten das Bild mit Tom Theunissen, Olli Dittrich und WM-Maskottchen „Goleo“.



Eltern legten Wert auf eine gute und katholische Erziehung.

Zwei Dinge verhinderte das alles nicht: Als Messdiener in der Pfarrei Herz Jesu am Altmarkt lernte Tom den später als Filmer und Regisseur zu Ruhm gekommenen (und viel zu früh verstorbenen) Christoph Schlingensief (Mitmessdiener, Mitschüler und knapp zwei Jahre älter) kennen, und Tom Theunissen wurde Journalist. In Dortmund studierte er, in der Oberhausener WAZ-Redaktion sammelte er bei dem legendären Sportredakteur Friedrich W. Demond (genannt „Papa“) und Lokalredakteur Frank Eisenhardt Schreib-Erfahrungen, verdiente sich später auch noch bei den Aachener Nachrichten Zeilengeld, ehe er sich ganz und gar seiner Berufung zuwandte: Tom Theunissen ging zum Fernsehen. „Das war ja damals eine Art Goldgräberzeit, mindestens aber eine Goldgräberstimmung“, erinnert er sich an die Zeit in der zweiten Häl-

te der 80er Jahre: Das für Deutschland bis dahin unbekannte Privatfernsehen war da, machte manches anders als die gebührenfinanzierten Sender, und es wurden immer mehr Kanäle – allerdings verschwanden auch immer wieder welche. Das erste Geld beim Fernsehen – genauer gesagt beim WDR – verdiente Tom Theunissen mit Beiträgen verschiedenster Art für aktuelle Sendungen: Die „Sportschau“ war schon dabei, das „Morgenmagazin“, „Monitor“, „WestArt“ und mehr. „Ich machte mich bekannt“, sagt er Jahrzehnte später und meint dabei nicht publikumswirksamen Bekanntheitsgrad, sondern dass Sender- und Sendungsmacher ihn kennenlernten.

Das Leben als „Freier“ ist alles andere als ein Zuckerschlecken, „Neue“ kommen meist nur schwer ins Geschäft. Aber Tom Theunissen war immer sorgfältig, zuverlässig, zielstrebig, dabei fix und fehlerfrei. Das kommt an. Was dann

im Laufe der Jahre auf der Seite des freischaffenden Journalisten wächst, ist die Ungeduld, die Meinung, mehr machen zu müssen, eigenen Stil zu entwickeln und dergleichen mehr. Die Chance bot sich 1991: Der in Köln ansässige Privatsender Vox eröffnete ein Format namens „Sports TV“, und der noch nicht 30 Jahre alte Tom Theunissen wurde erster Leiter der Sendung. „Zwei Jahre später hat Vox uns eingestellt“, merkt er lakonisch an. Tom Theunissen war jetzt wieder „Freier“ und ist das bis heute geblieben, aber die Voraussetzungen hatten sich geändert. Als Regisseur, Reporter und Rechercheur hatte er sich in der Branche einen Namen gemacht, er konnte Themen setzen, sich in Themen arbeiten. „Ja“, schließt er diesen Lebensabschnitt erzählerisch ab, „seitdem arbeite ich als freier Autor und Regisseur.“ Dass er „frei“ blieb, führt er auch auf Ernst Huberty zurück, den er 1990 bei seiner Mitarbeit beim ersten Bezahlsender,

„Premiere“, kennengelernt hatte: „Ich wollte mein künftiges Leben nicht nach dem Terminkalender der Fußball-Bundesliga ausrichten.“

Man muss auch Glück haben

Man muss natürlich auch Glück haben: Theunissens Glück hieß Friedrich Küppersbusch. Man kannte sich schon aus Dortmunder Zeiten, und Küppersbusch hatte bereits mit dem Politmagazin „ZAK“ durch qualitätsvollen Fernsehjournalismus bundesweit auf sich aufmerksam gemacht. Für die am Sonntagabend ausgestrahlte Magazinsendung „Privatfernsehen“ suchte er einen durchlaufenden „Sportteil“, der sich aber von der üblichen Sportberichterstattung völlig unterscheiden sollte: Tom Theunissen brachte den „Löwen-Report“, in dem eine Saison lang ein WDR-Team den Fußball-Landesligisten Hamborn 07 begleitete. Die Hamborner „Löwen“ bekamen übrigens die „ARD-1“ aufs Trikot und erlebten in der Saison 96/97 tatsächlich einen Aufschwung, stets und überallhin begleitet von Tom Theunissen. Der drehte in den spielfreien Wochen kleine sozialdokumentarische Stimmungsbilder über Spieler und Angehörige, Umfeld und Lebenswelt der Kicker und ihrer Anhänger. Star dabei: Massimo LoMele, Osterfelder Junge und Torjäger der Hamborner, guter Kumpel von Guido Contrino, der damals Torwart bei Hamborns Konkurrent, dem FC Sardegna Oberhausen, war. Das vorentscheidende Spiel um den Aufstieg in die Verbandsliga gewannen die vom Uerdinger Ex-Profi und Liricher Mitbürger Toni Puzamszies betreuten Hamborner übrigens in der Alstadener Kuhle gegen die von Ex-Nationalspieler Günter Bruns trainierten Sarden mit 3:0 – vor mehr als 3000 Zuschauern

und laufenden Kameras. Der „Löwen-Report“ erhielt 1997 eine Nominierung zum Adolf-Grimme-Preis, mit dem der Deutsche Volkshochschulverband alljährlich in Marl besondere Qualität im TV-Schaffen auszeichnet. „Leben in der Landesliga“ hieß eine 30-Minuten-Sendung, die Theunissen parallel erstellte und auch 1997 im WDR ausgestrahlt wurde, Thema: LoMele und Kollegen.

Spätestens mit den Landesliga-Löwen hatte Tom Theunissen das eine der beiden großen Themen gefunden, an denen er sich abarbeitet: Fußball im täglichen Leben, Fußball als Sozialisationspunkt in verschiedenen Gesellschaftsformen und Teilen der Erde, Fußball ohne den überhöhten Glamour und die übersteigerte Entfernung von der Realität – und Fußball in den Konfliktfeldern, die das große Geld schafft, das im Geschäft Fußball fließt. Der Oberhausener hatte hervorragende Reportagen im Rahmen der Vorberichterstattung zur Fußball-WM in Südafrika gemacht, hatte früh vor den finanziellen WM-Folgen für Südafrika gewarnt, was ihm außerhalb des offiziellen Sports Anerkennung einbrachte – aber auch zur Nichtberücksichtigung für das ARD-WM-Team führte. Mit Brasilien übrigens lief es ähnlich.

Offizielle ohne Spaßverständnis

Immer schon hatte Theunissen Freude an Kabarett und Comedy gehabt, und er unternahm schließlich den Versuch, auch den in Deutschland gewissermaßen „heiligen“ Fußball in das Spannungsfeld von Scherz, Satire und Ironie zu setzen. Dazu muss man wissen, dass Fußball-Offizielle – ähnlich wie Karnevalisten – so gut wie keinen Spaß

verstehen und bei einem Satz wie „Ist doch alles nur ein Spiel“ ausrasten können. Es ist also nicht ohne Risiko, den Fußball mal auf die Schippe zu nehmen. Theunissens Idee von der kabarettistisch-satirischen Begleitung der Nationalmannschaft – geboren im Trott der 98er WM in Frankreich – trug den Titel „...die den Adler tragen“ und orientierte sich an Szenen aus Trainingslagern mit den immergleichen Spielchen, Pressekonferenzen mit den immergleichen Statements. Theunissen schrieb und kommentierte selbst, wobei seine Stimme wenig lustig ist, sie kommt eben aus dem Revier, klingt etwas brüchig und rau, wodurch manches härter beim Hörer ankommt als vielleicht gemeint, härter jedenfalls als hessische oder bayerische Schleifen. Bei den Zuschauern kam das gut an, bei den Fußballern auch, bei den Bossen nicht ganz so. Aber sie mussten die Füße still halten. Nach der torlosen Begegnung Deutschlands mit Island und dem denkwürdigen Interview, das der ewig grinsende Monaco Franze-Verschnitt Waldemar Hartmann mit DFB-Teamchef Rudi Völler führte, gab's die „Adler“ nochmal. Danach rappelte es hinter den Kulissen, und Tom Theunissen wurde nicht mehr gebracht.

Er nimmt das bestimmten Kollegen in verschiedenen Sendern natürlich übel, aber er tut ihnen nicht den Gefallen, sie beim Namen zu nennen. Und er macht sein Ding weiter, und zwar so gut, dass auch sportferne Menschen den Hut ziehen müssen. Das war spätestens bei der Satire „Schorsch Aigner – Der Mann, der Franz Beckenbauer war“ der Fall. Zwei Jahrzehnte vorher hatte Theunissen schon für die RTL-Produktion „Die Koschwitz Late Night Show“ vier

Wochen mit Olli Dittrich („Dittsche“) und Wigald Boning in den USA während der Fußball-WM 1994 als Producer zusammengearbeitet, und jetzt lieferte er das Buch und führte Regie für die einfach wunderbare Doppelgänger-Satire, in der es um die scheinbare Allgegenwärtigkeit des „Fußballkaisers“ geht (und ein bisschen mehr). Der Grimme-Preis ging an das Gespann Theunissen/Dittrich, und das Duo hatte im November 2015 noch einen draufgesetzt: „Das FIFA-Märchen: Fragen an Schorsch Aigner – der Mann, der Franz Beckenbauer war“. Da geht es um 6,7 Millionen Euro, die der Scheich von Katar an Franz Beckenbauer (bzw. dessen Doppelgänger) überwiesen hat, damit er sich ein Riesengrundstück in der Pfalz kaufen konnte – gegen Hilfe bei Wahlen von Funktionsträgern und Austragungsorten. Die Satire hatte die Fast-Realität eingeholt, überholt.

Übrigens: Seinen Kölner Wohnsitz verlässt Tom Theunissen mit einiger Regelmäßigkeit zu den Heimspielen des SC Rot-Weiß und verbindet das mit einem Besuch bei seiner Mutter, die samstags für den „Jung“ auch kocht. Früher ging sein kürzlich verstorbener Vater mit ins Stadion Niederrhein. Ob Theunissen als jahrzehntelanger Dauerkarteninhaber eines Tickets in der Stehkurve noch lange geht, weiß er nicht, sagt er noch. „Die Entscheidung der Vertragsverlängerung mit Zimmermann war einfach falsch“, ist er ernst und überzeugt und kein bisschen kabarettistisch aufgelegt. Wochen später ruft er an und ist froh, dass „Terra“ da ist: „Aber ob wir nochmal nach oben kommen? Naja, dieses Jahr nicht.“





Im Sommer 2016 dreht Tom Theunissen während der Europameisterschaft unter anderem mit Ex-Profi und Neu-Wrestler Tim Wiese – „Der Geist von Malente“.

Auszeichnungen

Adolf-Grimme-Preis 2016 für Buch und Regie: „Schorsch Aigner – Der Mann, der Franz Beckenbauer war“; Adolf-Grimme-Preis 2000 für die Doku-Reihe „Pop 2000“; Deutscher Fernsehpreis 2013 als Mitglied des Autorenteams der Sportsendung „sport inside“.

Nominierungen, Adolf-Grimme-Preis: „Löwen-Report“ aus der Sendung „Privatfernsehen“ 1997; „Das Bösmann-Urteil“ 2003, „Who’s Afraid of America?“ 2008, „sport inside“ 2008.

Nominierungen, Deutscher Fernsehpreis: „Pop 2000“ (2000), „Von Experten umgeben“ 2007, „sport inside“ 2009, 2011, 2016 und „Schorsch Aigner – Der Mann der Franz Beckenbauer war“ 2016.



FOTOS: WADEN (9)

IM KAISERGARTEN FING ALLES AN

**Der Alstadener Dieter Matysik entdeckte im
Schiffsmodellbau die große Leidenschaft seines Lebens und
ist seit 2007 Präsident des Weltverbandes NAVIGA**

Von Klaus Offergeld

Ein bisschen war es Zufall, in der Folgezeit wohl auch ein wenig Glück. Im Grunde genommen kam Dieter Matysik aber zu seinem großen Hobby, ja der Leidenschaft seines Lebens fast zwangsläufig. Anfang der 1970er Jahre beobachtete der junge Alstadener im Kaisergarten einen Schiffsmodellbauer, der auf dem Teich eines seiner Schmuckstücke fahren ließ und sprach den ihm noch unbekanntem Mann an. Aus dem ersten Gespräch entwickelte sich für Dieter Matysik sein großer Hang zum Schiffsmodellbau. Er ging vor Anker, und das Hobby ließ ihn nicht mehr los.

1996 wurde der Oberhausener zum Präsidenten des Deutschen Dachverbandes für Schiffsmodellbau, dem nauticus e.V., gewählt. 2007 wurde Matysik schließlich zum Präsidenten der Weltorganisation für Schiffsmodellbau und Schiffsmodellsport NAVIGA auserkoren. Das mit vielen Reisen und Ausstellungsmessen verbundene Amt übt Dieter Matysik noch immer aus. Wenngleich er einräumt, dass „manche Entwicklung nicht geplant

und eher zufällig war“. Und: „Ich bin absoluter Autodidakt.“

Nichts Großes ohne Anfänge im Kleinen. Zunächst, also nach dem ersten Kontakt im Kaisergarten, schloss sich Matysik dem Schiffs-Modellsport-Club Oberhausen (SMC) an. Der junge Verein fand seinen ersten regelmäßigen Treffpunkt anfangs in der St. Martin-Grundschule an der Friedenstraße. Mittlerweile treffen sich die Mitglieder im Clubraum in der Gesamtschule Osterfeld. Regelmäßiges Zeugnis der engagierten Vereinsarbeit ist die lokale Ausstellung „Zamma“, die seit über 30 Jahren immer Anfang des Jahres im Freizeithaus am Revierpark Vonderort stattfindet. Hier wird alljährlich gebaut, gebastelt und gezeigt, wie Modelle entstehen. „Zamma“ im besten Ruhrpottplatt heißt natürlich „Zeig mal“. Das muss man keinem Reviermenschen erklären.

Dem Verein blieb Matysik natürlich treu, war 20 Jahre lang 2. Vorsitzender des SMC Oberhausen und betreute über lange Strecken die Jugend. Der kleine Club, der sich 1993 auch dem

Stadtsporbund anschloss, war und ist sein lokaler Ankerplatz. Der Alstadener widmete sich natürlich dem Schiffsmodellbau, erwarb erste Schiffbogen für damals 80 Pfennige, „was schon recht teuer war“. Schiffe, die akribische Arbeit mit ihren filigranen Details faszinierten Dieter Matysik. „Ich habe mich schon immer für Schiffe interessiert“, bekennt der Alstadener. „Und jetzt konnte ich mich endlich in die Modellarbeit stürzen.“ Es ist ein Hobby für geduldige und feine Bastler, für Detailliebhaber und für ausgeprägte Beobachtungsgabe. Wenn Matysik beispielsweise das Modell des alten Bremerhavener Leuchtturms zeigt, dann verweist er auch auf etwa 150 Arbeitsstunden. In manchen Schiffsmodellen stecken mehrere Tausend Arbeitsstunden. Nicht selten interessieren sich Museen für die feinen Schmuckstücke, kaufen sie auf und stellen sie dauerhaft aus.

Der junge Schiffsmodellbauer nahm aber schon früh größere Aufgaben und höhere Ziele in Augenschein. Matysik absolvierte die Prüfung zum Schiedsrichter, auch auf internationaler Ebene und wurde zudem Prüfer. In einem Buchartikel zur Geschichte des Kartonmodellbaus schreibt er aus Sicht des Verfassers, also aus seiner Perspektive: „Mit großer Bewunderung betrachtet und bewertet er bis heute die unterschiedlichsten Modelle, mit Respekt begegnet er den vielen Modellbauern, national und international, mit ihren unterschiedlichsten Interessen und Meinungen und der Art, ihre Modelle zu bauen.“

Ende der 1970er Jahre begann die Epoche, in der sich die bis dato nationalen oder europäischen Verbände immer mehr ausbreiteten. 1979 wurde der NAVIGA-Weltverband ins Leben geru-

Treffpunkt Vonderort: Hier veranstaltet der SMC Oberhausen alljährlich im Januar seine Ausstellung „Zamma“. Es wird gemeinsam gebastelt, bestaunt, beraten und gefachsimpelt.



fen, der bis 1978 ein rein europäischer war. Im Laufe der Zeit gehörten 50 Nationen dazu, die weltweite Öffnung ebnete auch chinesischen Schiffsmodellbauern den Weg in den neuen Verband. Im selben Jahr fand auf der Regattabahn in Wedau die erste Weltmeisterschaft der Schiffsmodellbauer statt.

Dieter Matysik war als Helfer schon mit dabei. Zwei Jahre später, bei der WM in Magdeburg, fehlte er noch. Dafür blieb ihm die nächste Weltmeisterschaft der Schiffsmodellbauer 1983 in Bulgarien in bester und nachhaltiger Erinnerung. „Zur Auftaktveranstaltung kamen 25000 Zuschauer. Wahnsinn! Das muss man sich mal vorstellen, 25000 Besucher bei einer Veranstaltung von Schiffsmodellbauern.“

Für den Alstadener sollten noch viele weitere internationale Veranstaltungen folgen. Der nationale und internationale Terminkalender sah und sieht Messen in Dortmund, Leipzig, in Kaliningrad, Polen, Bulgarien oder Tschechien vor. Der Schiffsmodellbau hat traditionsgemäß viele Freunde in Osteuropa und vor allem in Russland. Schon deswegen sieht Matysik manche aktuellen Animositäten in Richtung Moskau mit anderen Augen: „Zu politischen Vorgängen kann und will ich mich nicht äußern. Aber ich habe in Russland viele nette Menschen und Freunde kennengelernt. Auch in anderen osteuropäischen Ländern. Meine persönlichen Erfahrungen sind da eher positiv.“

Noch Anfang September fuhr Dieter Matysik mit seiner Ehefrau Erika zur Weltmeisterschaft nach Kaliningrad in Russland. „Das war Erlebnis pur! Die Reise mit dem Auto dahin, das Fahren durch für uns völlig unbekannte Gegenden, das Kennenlernen von neuen Menschen. Auch wenn das Amt

als Präsident des Weltverbandes aufwendig, zeitraubend und damit auch immens anstrengend ist, möchte ich nichts missen. Man wird mit der Zeit auch gelassener, weil fremde Kulturen und Gepflogenheiten einem vertrauter und bekannter werden.“

Eben auch ein bisschen Weltbürger, dieser Dieter Matysik, der sein berufliches Leben bei der Telekom und deren Vorgänger verbrachte. Der Einstieg in seine zweite Laufbahn begann 1996, als der Oberhausener zum Präsidenten des nationalen Verbandes gewählt wurde. Er steht seitdem dem „nauticus“, dem Deutschen Dachverband für Schiffsmodellbau und Schiffsmodell-sport vor. „Eigentlich wollte ich das damals gar nicht. Aber die damalige Generalversammlung des Verbandes wollte das so, und damit war ich dann der Präsident von nauticus.“

Mittlerweile war Dieter Matysik aber auch international so sehr vernetzt, dass der nächste Schritt auf Ebene des Weltverbandes zwangsläufig folgen musste. 2007 bestimmte ihn die Generalversammlung des Weltverbandes NAVIGA zu ihrem Präsidenten. „Und damit war es um viel private Zeit für mich und meine Familie geschehen. Als Präsident dieses Verbandes bist du eigentlich nur noch unterwegs, viel in Osteuropa und wie gesagt auch in Russland. Aber die Welt hört für unseren Verband dort nicht auf. Wahrscheinlich muss ich mich demnächst auch in Asien oder sonstwo sehen lassen.“ Von wegen, die kleine Welt des Schiffsmodellbaus ...

Aber wie war das eigentlich mit dem jungen Modellbauer Dieter Matysik, dessen Hobbykarriere ursprünglich im Kaisergarten begonnen hatte? „Ja, ich komme vom Karton-Modellbau, und

dahin zieht es mich auch immer wieder zurück.“ Erste Modellbaubogen, also Anleitungen für den Schiffsmodellbau, stammen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, weiß Matysik. Er selbst verfügt über eine umfangreiche Sammlung an Kartonmodellbaubogen und weiß, dass daraus „herrliche Schiffsmodelle“ entstehen könnten. Und er weiß auch, dass unterschiedliche Bauweisen im Schiffsmodellbau und damit auch im Kartonmodellbau vom jeweiligen Zeitgeist abhängig sind. Auch Plastik hatte Einzug in den Schiffsmodellbau gehalten. Holz und Karton fielen als Baustoffe etwas zurück. Aber mit dem Kartonmodellbau ging es seit den 1980er Jahren wieder aufwärts. Was Dieter Matysik mehr als erfreute: „Meine große Liebe und Begeisterung gilt nach wie vor dem Kartonmodellbau. Leider erübrigen die vielfältigen Aufgaben nur noch wenig Zeit für den Modellbau. Nur manchmal entstehen noch Schiffe und besonders Leuchttürme aus Karton.“ Er baut sie im Geiste, damit bleibt ihm wenigstens stille Genugtuung.

Genug gibt es für Dieter Matysik im Schiffsmodellbau, nationalen Verband und im Weltverband noch zu tun. „Natürlich denkt man hier und da über ein Kürzertreten nach. Und dann holen einen im nächsten Moment wieder die Termine ein. Dann geht es eben weiter.“ Wohl wahr. Eben noch in Kaliningrad starteten die Matysiks schon wieder Richtung Leipzig zur nächsten Messe. Das heimische Häuschen in Alstaden war wieder nur eine Zwischenstation. Und wenn die Zeit in den Verbänden tatsächlich einmal zu Ende gehen sollte, dann warten auf Dieter Matysik immerhin noch unzählige Kartonmodellbaubogen. Ruhe im Ruhestand – so weit ist man im Hause Matysik noch lange nicht.

Zamma 2017

Der SMC Oberhausen, Ausgangspunkt und Wiege aller Aktivitäten von Dieter Matysik, bleibt auch im kommenden Jahr seiner langjährigen Tradition treu und richtet seine „Zamma 2017“ aus. Die lokale Ausstellung findet wie immer im Freizeithaus des Revierpark Vonderort statt, 2017 am 14. und 15. Januar. Die Veranstaltung ist Treffpunkt für viele Schiffsmodellbauer, aber auch für Interessenten und zufällige Besucher, die sich an der Filigranarbeit der Freizeitkapitäne erfreuen. „Zamma“, also zeig ma, wird an diesem Wochenende wörtlich genommen. Es wird gebaut, gebastelt, beraten und gefachsimpelt. Ansonsten widmet sich der SMC Oberhausen nach wie vor intensiv der Jugendarbeit und nimmt an diversen Meisterschaften und Regatten teil.



▲ Selbst der Nachwuchs ist angetan von der akribischen und oft auch originellen Arbeit der Bastler.

► Ein wahres Schmuckstück aus vergangenen Tagen mit jeder Menge Kleinarbeit und unter vollen Segeln.



Die „Zamma“ in Vonderort ist nicht nur Treffpunkt für Modellbauer und Besucher, sondern auch ein Ort, an dem gebastelt und gewerkelt wird.

► Nathalie Deutsch eröffnete den Reigen der „Kohleprinzessinnen“ und war – wen wundert’s? – Nathalie I., die in der Session 2013/14 als Regentin fungierte.
▼ Hagen Hoffmann verpasst einem Mitstreiter die preußische Infanterie-Pickelhaube.



Knauf des Infanterie-Offiziers-Degens, der zur Ausstattung der Hauptmanns-Uniform gehört.



ZWISCHEN MITTELALTER UND MUMMENSCHANZ

Die Interessengemeinschaft Preußisches Rheinland mit Sitz auf Burg Vondern kümmert sich um viele Dinge

Von Gustav Wentz

So ein Text hat's einfach: Den Anfang macht er mit dem ersten Satz. Aber wie kann der erste Satz lauten, wenn man sich mit der „Interessengemeinschaft Preußisches Rheinland“ beschäftigt? Erst recht, wenn man sich mit der IGR etwas eingehender beschäftigt hat? Und wenn die Selbstdarstellung dieses Zusammenschlusses so beginnt: „Die IG Preußisches Rheinland hat sich am 11.11.2011 um 23.11 Uhr als Gruppe zum Erhalt des historischen rheinischen Karnevals gegründet.“? Dann scheint ja alles klar zu sein: Es geht um Karneval! Oder ist es doch nicht ganz so klar? Denn Hagen Hoffmann, Sprecher der IGR, sagt auf einmal: „Eigentlich sind wir nur ein Karnevalhilfsverein, der sich um finanzielle Hilfen für den Kinderkarneval in Osterfeld kümmert.“ Ja was denn nun? Wir machen uns kundig.

Nach Karneval sieht der Raum, in dem sich die rund 30 IGR-Leute regelmäßig treffen, nicht wirklich aus, aber das muss er ja auch nicht: Schließlich ist das Oberhausener Karnevalsmuseum

in einem ehemaligen Hochbunker untergebracht. Museal ist die Umgebung der Interessengemeinschaft allemal: Man „residiert“ in einem Raum in der Vorburg, dem Torhaus, der bald acht Jahrhunderte alten Burg Vondern.

Dereinst diente dieser Raum der Wache, die den einzigen Zugang zur Burg kontrollierte und – mit den Kollegen von der anderen Seite des Tores – die Zugbrücke bediente. Burg Vondern war schließlich von einem breiten Wassergraben umgeben, was sich heute noch besichtigen lässt, auch ohne Brücke. In diesem Wachraum also, den die IGR im Laufe ihrer Jahre selbst möbliert hat mit einem gewaltigen Tisch und etlichen Stühlen aus meist eigener Produktion, aber nach historischen Vorlagen gezimmert. An den Wänden, auf Regalen, über einem mächtigen offenen Kamin stehen und hängen Utensilien, wie sie wohl auch mal zu Zeiten der alten Rittersleut' dort standen und hingen: Trinkgefäße vieler Art sind es vor allem. „Man muss es auch mal etwas gemütlich haben“, lächelt Hoffmann und macht auf den Ursprung der Interessengemeinschaft aufmerksam: „Begonnen haben

wir vor fünfzehn Jahren als Stammtisch.“ Natürlich gibt's auch einen Kühlschrank ...

Vom „Stammtisch“ zur „living history“
Wer nun unter ‚Stammtisch‘ die geläufige Schutzbehauptung für stundenlanges Sitzen, Schwätzen, Trinken vermutet, liegt hier haarscharf daneben. Diesen Burg-Stammtisch verband nämlich vor allem das Interesse am Erhalt der Burg Vondern, und mit der Zeit wuchsen Freude und Spaß am Wiederentdecken und dem neuen Gestalten vergangener Jahrhunderte. Neues Gestalten ist dabei zum Schwerpunkt geworden, denn die Geschichte der Burg Vondern ist längst bekannt, geschrieben und zu besichtigen. Hagen Hoffmann und seine Freunde interessierte indes das Wiederauflebenlassen von Tätigkeiten, die so oder so ähnlich über Jahrhunderte hinweg das tägliche Leben in und an der Burg geprägt haben. Das große Ritterfest als mittelalterliches Spektakel, das alle zwei Jahre auf Burg Vondern veranstaltet wird, hat in diesem Bestreben seinen Ursprung.

Noch etwas taten und tun sie: Das Obergeschoss des Torhauses, das zu Teilen auch eine archäologische Sammlung beherbergt, hat sich zu einem sehr lebendigen Museumsort entwickelt. Hoffmann und Kollegen (Kolleginnen nicht zu vergessen!) stellen Schwerter, Messer und andere mittelalterliche Waffen sowie Rüstungsgegenstände aus, die sie in langen Stunden produzierten und produzieren – auch das kann „Stammtisch“-Arbeit bedeuten. Und Hagen Hoffmann führt gern Schulklassen und andere interessierte Gruppen durch diesen Teil der Burg. Das nennt der stellvertretende Vorsitzende im Förderverein Burg Vondern, der er mittlerweile ist, „living history“, und das Angebot wird gut genutzt.

Das ist schon eine tolle Arbeit, die da geleistet wird, aber wieso heißt die Interessengemeinschaft dann „Preußisches Rheinland“, und was hat sie nun mit Karneval zu tun? Es hatte sich herausgestellt, dass viele der IGR'ler nicht nur an mittelalterlicher Geschichte und dem Burgleben interessiert waren, sondern auch die etwas nähere Vergangenheit erkunden wollten. Und sie wollten sich von Anfang an diesem Abschnitt der Geschichte auf ähnliche Weise nähern, wie sie das mit der Burg Vondern recht vorbildlich praktizieren.

Ihr Blick richtete sich auf das „Preußische Rheinland“, auf die Zeit zwischen 1888 (Dreikaiserjahr) und 1914 (Beginn des 1. Weltkrieges). Ein relativ braches Feld ist das vor allem deswegen, weil es für Deutsches Reich und Europa seit 1871 eine Friedenszeit ist und vor allem, weil die Darstellung der Alltagswelt, des täglichen Lebens der so genannten „kleinen Leute“ in der „großen“ Geschichtsschreibung üblicherweise zu kurz kommt. Und wie Karneval

und Alltagsleben in jener Zeit zwar nicht miteinander verwoben sind, aber auch in der industrialisierten künftigen Großstadt Oberhausen zahlreiche Berührungspunkte (und -ängste) haben, bringt die IGR dem staunenden Interessenten lebhaft näher.

Es war eine „Gruppe innerhalb unserer Gruppe“, umschreibt Hagen Hoffmann die „Preußen“-Aktivisten der ersten Stunde, und sie hatte offenbar Spaß an der Freud', denn feiern wollten sie alle, und Karneval mochten sie auch alle. Auf und nach Bällen in historischen Kostümen (selbstgenäht und vornehmlich aus wilhelminischen Tagen) und an historischen Standorten (Burgen und Schlösser am Rhein und in Westfalen) entstand der Wunsch nach ernsthafterer Beschäftigung mit der Epoche. Und dann tauchte ein Freund aus Mülheim auf, der von der Garnisonsstadt-Vergangenheit des Oberhausener Nachbarn berichtete. Die Lunte war gelegt, das Interesse fing Feuer. Am Militär geht in der Betrachtung der Zeit kein Weg vorbei, denn Preußen war ein Obrigkeitsstaat, der auch im Tagesleben der Hierarchie und strengen Ordnung im Militär folgte. Bei der IGR brach nachgerade ein „Nähfieber“ aus, nachdem die Mütter von zwei Kollegen preußische Uniformen genäht hatten – nach originalem Vorbild selbstverständlich.

„Kohleprinzessin“ und die „Schabüchs-Garde“

Vor allem das einst in Mülheim stationierte 8. Lothringische Infanterieregiment Nr. 159 hat es der IGR seither angetan, und seit ein Bottroper Unternehmen ausfindig gemacht worden war, das Uniformstoffe in sehr guter Qualität und zu hinnehmbaren Preis liefert, stellt die IGR einen Hauptmann

und einen Feldwebel, Linieninfanterie, Landwehr, Feldarzt und Feldkoch – alle in Uniform. Wer nun glaubt, da würden Männer Krieg spielen wollen, ist auf dem Holzweg: „Wir führen weder Schlachten noch kriegerische Kampfhandlungen vor“, erklärt Hagen Hoffmann, der auf einen IGR-Grundsatz verweist: „Wir lehnen jede Form von Extremismus grundsätzlich ab. Es geht uns um die reine Darstellung geschichtlichen Zeitgeschehens.“ Zu sehen sind die historischen Kostüme bei verschiedenen Karnevalsveranstaltungen, vor allem aber bei jedem Wetter im Karneval, denn: Für die Uniformierten der IGR gilt striktes Regenjackenverbot! Wer sich nicht in eine Uniform stecken will, ist als Kolonialwarenhändler oder als Schmied, Bergmann, Tagelöhner dabei, Damen des Bürgertums fehlen natürlich nicht.

Es kam der IGR entgegen, dass sich nicht wenige Karnevalsvereine auch in Oberhausen in preußische Uniformen kleiden – die „Ehregarde“ ist das prominenteste Beispiel. Denn da etliche IGR-Leute sich schon immer für den Osterfeder Kinderkarneval als Helfer und Unterstützer stark gemacht hatten, lag es nun nahe, sich in originalen Ausstattungen, aber mit ironischem Beiwerk dem Jeckentreiben zur Verfügung zu stellen. Auch das hat übrigens einen historischen Hintergrund: Beim ersten für Oberhausen nachweisbaren und auch fotografisch dokumentierten Karnevalsanzug, der 1904 am heutigen Ebertplatz startete, waren schon Karnevalisten in nachempfundenen preußischen Uniformen zu sehen. So hatte es ja auch im Vorbild Köln angefangen.

Einfach so am Karneval teilzunehmen, das war der IGR aber zu wenig. Darum gründete sich an dem „narrischen

Datum“ des Elften im Elften (siehe oben) die IGR gewissermaßen offiziell und als Gruppe zum Erhalt des historischen rheinischen Karnevals. Das äußert sich unter anderem darin, dass die vereinsinterne „Prunksitzung“ ohne das übliche Helau-Tamtam oder gar Ballermann-Feeling abläuft. „Die Musik“, erläutert Hoffmann „kommt von Schellack-Platten.“ Gefeierte wurde bis vor kurzem in der Gaststätte „Puppenstube“ an der Ecke Straßburger/Lohstraße, neuerdings geht's ins „Schwarze Schaf im Haus Bleuel“ an der Wehrstraße. Und man gönnt sich eine „Prinzessin“, die nicht irgendeine ist, sondern als „Kohleprinzessin“ in komplett schwarzer Ballkleidung auftritt. Gilden sind Amtskette mit Hammer und Schlegel, Stadtwappen und (Achtung: Preußen!) Krone. Das Zepter wird von einer Grubenlampe umhüllt. „Die Prinzessin ist das Gegengewicht zu den ausnahmslos männlichen Narrenfürsten in Oberhausen“, erläutert Hoffmann.

Wie sieht denn die Garde der Prinzessin aus?, wollen wir wissen. „Der Hofstaat sind wir alle“, lautet Hoffmanns stolze Antwort, der aber noch erweitert: „Die Vorgängern und ihre Nachfolgerin sind als Paginnen ganz eng dabei.“ Im Amt ist die Kohleprinzessin übrigens immer vom 11.11 bis zum nächsten 11.11. Und wer passt auf die alle auf? Das sind Gardisten, die man an ganz besonderer Bewaffnung erkennt: Sie tragen eine „Schabüchs“, geladen mit schwerer alkoholischer Munition. „Scha“ kommt von Schabau, „büchs“ von Büchse. Spaß muss sein.



Auf dem Platz vor dem heutigen Ebertbad und der Sedanstraße formiert sich 1904 der erste Oberhausener Karnevalszug, mit dabei (hinten links): Jecke in Uniformen des 8. Lothringischen Infanterieregiments Nr. 159.



Im alten Wachraum im Torhaus der Burg Vondern versammeln sich die Mitglieder der Interessengemeinschaft Preußisches Rheinland regelmäßig.

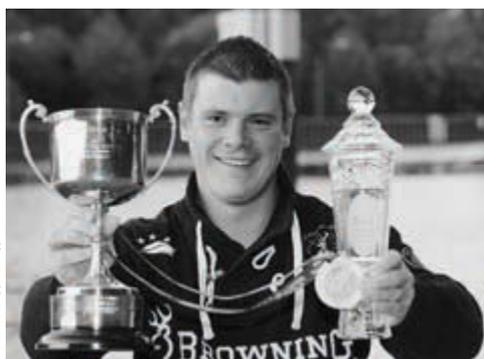
Militärgeschichte

Ein derzeit in der Hausmeisterwohnung der Burg Vondern lebendes IGR-Mitglied studiert Geschichte und arbeitet gerade an seinem Abschluss. Thema der Arbeit ist die Militärgeschichte Mülheims. Das dortige Stadtarchiv erwartet die Ergebnisse mit Spannung, denn das Thema ist relativ unerforscht.

PETRI HEIL!

Der Liricher Jens Koschnick ist amtierender Angelweltmeister

Von Thomas Hemmerle



◀ Weltmeister und „World Pairs“ – Sieger: 2016 sicherte sich Jens Koschnick gleich zwei große Trophäen.
▶ Wo alles begann: Training am Rhein-Herne-Kanal.

Gestartet sind sie als krasse Außenseiter. Doch als die Waage im serbischen Novi Sad 68 Kilogramm anzeigt, gibt es keinen Zweifel mehr: WM-Gold geht an die deutsche Angel-Nationalmannschaft! Mittendrin im jubelnden Menschenknäuel: der Oberhausener Jens Koschnick. „Ein sensationelles Erlebnis“, schwärmt der 29-Jährige noch Monate später. Doch das Jahr 2016 bringt noch ein zweites absolutes Highlight. Weniger als 100 Tage nach dem Titel bei der Weltmeisterschaft sichert sich Koschnick mit seinem Teampartner, dem Krefelder Thorsten Küsters, auch noch den Sieg beim „World Pairs“ in Irland, das über ganze fünf Tage geht und noch besser

besetzt ist als die WM. Das Sahnehäubchen: Mit 99 Kilogramm Fisch angelt sich Koschnick zudem in der Einzelwertung an die Spitze. Das Jahr 2016 wird mit Abstand zum erfolgreichsten in der langjährigen Karriere des Lirichers.

Der kleine Jens ist fünf oder sechs Jahre alt, als ihn Papa Jürgen Koschnick zum ersten Mal mit an den Rhein-Herne-Kanal nimmt. Nicht nur die Fische beißen schnell an, sondern auch der Sohnmann des leidenschaftlichen Anglers. Von nun an verbringen die beiden an manchen Tagen mehr Zeit am Wasser als zu Hause. Mit 14 Jahren macht Jens Koschnick seinen Angelschein und tritt dem ASV Union-West

bei, in dem sein Vater Erster Vorsitzender ist. „Schon als Kind fand ich das Naturerlebnis beim Angeln faszinierend“, sagt Jens Koschnick. Doch da ist noch etwas anderes: der Ehrgeiz, möglichst viel zu fangen. „Im Laufe der Jahre habe ich immer mehr über Strömungsverhältnisse verschiedener Gewässer, das Nahrungsverhalten der Fische und natürlich über die Tiere selbst erfahren. Dadurch habe ich mich stetig verbessert“, erzählt Koschnick. „Über Angelzeitschriften habe ich schließlich von Wettkämpfen in Nachbarländern erfahren und wollte auch daran teilnehmen, als ich 16 oder 17 Jahre alt war.“ Warum gleich im Ausland? „Weil es wegen der strengen Gesetzgebung in Deutschland keine



internationalen Wettbewerbe im Sportangeln gibt.“

Bei seinen ersten Turnieren in den Niederlanden und in Tschechien geht für Jens Koschnick ein Traum in Erfüllung. Plötzlich darf er gegen Idole wie den letzten deutschen Angelweltmeister Wolf-Rüdiger Kremkus antreten, die er bislang nur aus den Fachmagazinen kennt. Wenig verwunderlich, dass er sportlich zunächst Lehrgeld zahlt. Doch auch finanziell sind die Turniere eine Belastung. Neben dem Equipment wollen auch die Reisen sowie die Startgebühren zwischen 50 und 300 Euro bezahlt werden. Um sich etwas dazuverdienen, trägt Jens Koschnick neben seiner Ausbildung zum Gärtner

abends nach Feierabend Medikamente für eine Apotheke aus. Darüber hinaus wird er von Vater Jürgen unterstützt, der auch bei allen Wettkämpfen an seiner Seite ist. „Ich bin ihm unendlich dankbar, denn ohne seine tolle Unterstützung wäre ich nie dorthin gekommen, wo ich heute stehe“, so Jens Koschnick.

Der Durchbruch gelingt ihm mit 25 Jahren. Koschnick wird Deutscher Vizemeister mit der Mannschaft, steigt in den Nationalkader auf – und zieht erstmals das Interesse von Sponsoren auf sich. Kurz darauf nimmt er an seiner ersten Weltmeisterschaft in Südafrika teil, belegt mit dem deutschen Team einen guten fünften Platz und landet

in der Einzelwertung als bester Deutscher auf dem 17. Rang. In den beiden folgenden Jahren darf der Oberhausener dennoch nur als Reserveangler mit zu den WMs, bevor er 2016 erneut nominiert wird. Der Rest der Geschichte ist ein Erfolgsmärchen. Der Sieg beim „World Pairs“ lohnt sich nicht nur aus Prestige Gründen, sondern ist auch lukrativ. Das Siegerpaar erhält zusammen 15.000 Pfund in Geld- und Sachpreisen.

Auf die Frage, ob Angeln nicht sehr viel mit Glück zu tun hat, reagiert Koschnick allergisch. „Natürlich spielt Glück – wie in jeder anderen Sportart auch – eine Rolle, aber wenn jemand fünfmal Weltmeister wird, ist das nicht alleine mit Zufall zu erklären.“ Das A und O für



99 kg
Fisch gefangen

Bei der WM 2013 in Südafrika gelang Jens Koschnick der Durchbruch. Wie immer als wichtiger Begleiter mit dabei: sein Vater und Angel-Mentor Jürgen Koschnick.

einen erfolgreichen Angler ist das Wissen über den Fischbestand in einem Gewässer und über die Fressgewohnheiten der schwimmenden Bewohner. Im nächsten Schritt geht es darum, eine Taktik zu ertüfeln. Koschnick favorisiert grundsätzlich das Angeln auf Masse. Lieber zwei bis drei kleine Fische pro Minute als wenige große, die dann vielleicht doch nicht anbeißen. Ein Weg, der das Risiko minimiert und die Anstrengung maximiert. „Angeln ist für mich immer auch mit Arbeit und Action verbunden“, erläutert der Liricher. Doch wie sorgt man nun dafür, dass die kleinen Fische an den Haken gehen und die großen eher fernbleiben? „Ein wichtiger Punkt sind Farbe und Struktur der Futtermischungen“,

erklärt Koschnick. „Das Anfüttern ist ein schmaler Grat. Man will das Interesse der Fische wecken, sie aber nicht gleich satt machen, denn dann schwimmen sie wieder weg.“

Rotaugen und Brassen sind die Fischarten, die Koschnick meistens bei den Wettbewerben aus dem Wasser holt. Heimische Angler wissen, dass diese Fische auch hier in Oberhausen im Rhein-Herne-Kanal und in der Ruhr zahlreich vertreten sind. Mit viel Nachdruck betont der 29-Jährige, dass die Tiere bei den Wettbewerben nicht getötet und in aller Regel auch nicht verletzt werden. „Der Fisch steht immer an erster Stelle und es gilt das Motto ‚Catch and release‘. Für die Dauer des

Wettbewerbs werden die gefangenen Fische lebend in langen Netzen aufbewahrt, nach dem Wiegen werden sie wieder schwimmen gelassen und gerne auch schonend in Gegenden ausgesetzt, in denen der Bestand geschrumpft ist“, erläutert Koschnick. „Getötet werden nur kranke Tiere und solche, die den Haken tief geschluckt haben. Unsere Angelhaken sind aber so klein, dass dem Fisch in den meisten Fällen nichts passiert.“ Nur in Ausnahmefällen angelt Koschnick, um anschließend seinen Fang zu verzehren. Ab und an mal ein leckeres Zanderfilet, ansonsten steht Fisch selten auf der Speisekarte. Dank seiner Erfolge genießt Koschnick seit 2013 das Privileg, dass eine große Angelfirma sein



Equipment sponsert. Jedoch nicht ohne Gegenleistung. So ist der Oberhausener in die Marketingarbeit und die Produktentwicklung des Unternehmens eingebunden. Vor einiger Zeit präsentierte Koschnick beispielsweise gemeinsam mit dem Engländer Bob Nudd, seines Zeichens elfmaliger Weltmeister, eine neue Ausrüstung. Alles nebenbei, wohl gemerkt. Denn Angeln ist für ihn zwar eine Leidenschaft und weit mehr als ein Hobby, aber nicht sein ganzes Leben. Im Berufsalltag arbeitet Koschnick als Gartenbaumeister und -techniker bei der OGM. Darüber hinaus hat er mit Frau Mareike eine Familie gegründet, Töchterchen Lia ist inzwischen zwei Jahre alt. Und damit es nicht langweilig wird, haben sich die Koschnicks

ein Haus gekauft, das sie seit einiger Zeit renovieren – in direkter Lage zum Rhein-Herne-Kanal, versteht sich. „Ohne ein verständnisvolles Umfeld wären meine vielen Reisen zu den Angel-Events natürlich nicht möglich“, sagt Koschnick. „Das gilt für meine Frau, meinen Vater und auch für meinen Arbeitgeber, der mir zum Beispiel für die Weltmeisterschaft Sonderurlaub gewährt hat.“

Und so hat Koschnick auch für die Zukunft noch einige Pläne. Fest im Kalender 2017 ist bereits das „Fish'O'Mania“ eingetragen. An diesem Spektakel darf nur ein Starter pro Nation teilnehmen, der Sieger gewinnt 50.000 Pfund. Ein weiteres großes Ziel ist die Nominierung

für die Weltmeisterschaft in Portugal im kommenden Jahr. Mittelfristig kann sich der Familienvater auch vorstellen, eine Angelschule zu gründen, um den schwächelnden deutschen Nachwuchs zu fördern. Doch solange die deutsche Gesetzgebung sich nicht ändert, wird dies ein eher schwieriges Unterfangen und die Deutschen bleiben weiterhin Exoten bei den großen Wettkämpfen unter all den angelernten Engländern, Iren, Südafrikanern oder Niederländern, von denen viele übrigens inzwischen zu Koschnicks guten Freunden zählen. Dass mit großem Eigenengagement und viel Ehrgeiz dennoch große Titel zu gewinnen sind, hat der Liricher in diesem Jahr bewiesen.

EIN FEINER VOLLTREFFER

**Der neue Feierabendmarkt auf
dem Saporishja-Platz
hat schnell seine Fans gefunden**

Von Helmut Kawohl





Die original Grill- und Currywurst gibt's bei „Bischoffs Brisket“.

Oberhausen ist ein erschöpfter Ort, so titelte die Süddeutsche Zeitung im August 2016 in einem dreiseitigen Beitrag über die Stadt im Zusammenhang mit dem 70-jährigen Bestehen des Landes Nordrhein-Westfalen. „In Oberhausen leben? Das könnte ein großes Abenteuer sein.“, meinte Autor Bernd Dörries, der sich zwei Wochen lang in Oberhausen umschaute – vornehmlich im Umfeld Bahnhof und Marktstraße – und die Frage stellte: „Warum leben hier noch Menschen, wenn alles so schlimm ist?“

Den neuen Feierabendmarkt auf dem Saporishja-Platz im Herzen der Alt-Oberhausener City dürfte der Redakteur bei seinem Besuch wohl nicht entdeckt haben. Vielleicht passte er auch einfach nicht in Dörries' Erwartungshaltung von unserer Stadt. Denn dieser Markt, den Heinz Wagner und Uwe Muth mit weiteren Unterstützern im April 2016 erstmals ins Leben gerufen haben, ist Ausdruck von ausgelassener,

ja fast südländischer Lebensfreude und – pures Genießen.

Auf Anhieb hat der Feierabendmarkt seine Fangemeinde gefunden. Es ist, als hätten die Oberhausener auf eine solche Veranstaltung nur gewartet. Sehen und gesehen werden – das alles aber in lockerer, sympathischer und gemütlicher Runde. Und da sich bis Ende Oktober auch Petrus fast ausnahmslos von seiner besten Seite zeigte und die Sonne an den Feierabenden stets nahezu ungebrochen über dem Saporishja-Platz lachte, konnten die Organisatoren ein uneingeschränkt positives Fazit ihres ersten Jahres ziehen. Ein feiner Volltreffer. Tipp: Unbedingt hingehen und gucken.

Wie gut das auf dem Feierabendmarkt überall riecht und Appetit macht! Kleine Kostproben gefällig? Ibérico-Steak mit Rotkraut oder Rucola vom Brennwagen der Steakschmiede Dortmund, handgemachte Fruchtaufstriche und Gelees vom Chicken Crime Depart-

ment aus Düsseldorf (die Gurken-Marmelade ist der Renner...), Hot Smokey Beef oder Fresh Honey Chicken aus Matus-Burrito-Foodtruck, original Eifeler Spezialitäten der Historischen Senfmühle Monschau, frisch gebackene italienische Brotspezialitäten und Gebäck von Welpino aus Essen, fangfrische geräucherte Forellen aus Schermbeck, Biohähnchen und -eier vom Biolandhof Frohenbruch in Kamp-Lintfort oder leckere Antipasti von Stefan Bramers.

Gut zu verkaufen hatte auch Michael Hericks seine Käsespezialitäten („obwohl 30 Grad im Schatten kein ideales Käsewetter ist“), der Bocholter Martin Feldmann seinen Honig aus eigener Imkerei und die Familie Kamperdick vom Niederrhein ihr Obst und Gemüse aus eigenem Anbau. Der Whiskyhort Oberhausen bot Jameson-Cranberry und den Don Papa Punch aus der Slush-eis-Maschine an, die Ebertbad-Crew kam mit ihrem Gin-Mobil und einer ganzen Palette von noblen Wacholderbränden, wohl wissend: „Gin ist wieder



▲ Viel Spaß: Ebertbad-Chef Hajo Sommers (l.) und Musiker Nito Torres.

► Anstoßen auf ein erfolgreiches Konzept: die Organisatoren Heinz Wagner (l.) und Uwe Muth mit Oberbürgermeister Daniel Schranz.



in.“ Weiter im Angebot: Pütt-Mode made in Oberhausen, Kaffeespezialitäten und feinste US-Backwaren, Teemischungen, Tapas und frische Burger, Smoothies und Shooties mit Karibik-Feeling.

Mediterranes Flair

Der Sommerstammtisch für die Oberhausener und zugleich Treffpunkt für gesellige Feinschmecker soll er werden, der neue Feierabendmarkt. Das haben sich Heinz Wagner und Uwe Muth gewünscht. Mit dem Saporishja-Platz, der mit dem Weißen Dinner und der Musik-Sommer-Nacht heute schon andere schöne Feste erlebt, und der Kulisse des Bert-Brecht-Hauses haben die beiden einen idealen Standort gefunden. Heinz Wagner: „Der Platz mit seinen Baumreihen versprüht mediterranes Flair wie in Spanien oder Italien. Wenn Feierabendmarkt ist, wird er wie zu einer Sackgasse, die Menschen strömen herein, bleiben hier und so wird es immer voller.“

Auch Uwe Muth ist gleichermaßen überrascht wie begeistert von der Resonanz: „Hier treffen sich viele nette Menschen, die sich seit Jahren nicht mehr gesehen haben. Die Freude ist groß und man verabredet sich zum nächsten Markttermin.“ An jedem zweiten und vierten Donnerstag im Monat findet der Feierabendmarkt statt, immer von 16 bis 20 Uhr. Pünktlich um 20 Uhr ist aber auch Feierabend. Heinz Wagner: „Bei schönem Wetter bleiben die Besucher dann gern zusammen und ziehen weiter in die benachbarten Gastronomiebetriebe in der City. Genau so haben wir uns das vorgestellt.“

Der Feierabendmarkt soll auch in den kommenden Jahren in erster Linie ein ganz normaler Markt zum Einkaufen bleiben, die Zahl der Imbiss- und Getränkestände begrenzt. Wichtig ist den Organisatoren, dass es jedes Produkt nur einmal zu kaufen gibt. Wagner, der auch jährlich den kleinen Eifelmarkt in der Kulturfabrik K14 organisiert: „So machen sich die Händ-



Obst und Gemüse aus eigenem Anbau gibt's natürlich auch auf dem Feierabendmarkt.

ler keine Konkurrenz. Auch an den wenigen Schlechtwetter-Tagen haben sie alle gut verkauft.“ Rund 25 Stände stehen meist auf dem Oberhausener Feierabendmarkt, schön aufgebaut zu einem fast runden Kreis. Größer soll der Markt aber nicht werden, einige Stände dürften nach den Vorstellungen der Veranstalter ruhig ein wenig kleiner ausfallen.

Warteliste ist lang

90 Prozent der Händler sind Stammkundschaft und bei allen Terminen dabei, der Rest wechselt von Veranstaltung zu Veranstaltung. Uwe Muth: „Die Warteliste ist lang, da müssen wir uns keine Sorgen machen.“ So viele Oberhausener wie möglich sollen in den Markt integriert werden, die Fleischiere von Jörg Bischoff hatte sich sogar eigens einen neuen Wagen angeschafft. „Bischoffs Brisket“ steht auf dem Mobil, das erstmals auf dem Oberhausener Feierabendmarkt stand und neben der original Grill- und Currywurst auch gepökelte Rinderbrust im Angebot hatte.

Was Spaß macht und für gute Unterhaltung sorgt: Bei jedem Feierabendmarkt gibt es Livemusik. Kunterbunt. Uwe Muth: „Mal Irish Folk, mal Singer/Songwriter, mal sogar Heavy Metal unplugged.“ Den feinen Charakter des Feierabendmarktes unterstreicht, dass auf Sauberkeit allergrößten Wert gelegt wird. Ein Mitarbeiter reinigt permanent den Platz, da bleibt nichts liegen. Kleine Anlaufschwierigkeiten, wie zum Beispiel mangelnde Sitzmöglichkeiten für die Besucher, haben die Initiatoren schnell in den Griff bekommen. Heinz Wagner: „Wir lernen von Veranstaltung zu Veranstaltung dazu und wollen uns immer verbessern.“

Und so werden Heinz Wagner, Uwe Muth und Co. mit dem Feierabendmarkt Ende April 2017 zu Recht optimistisch in das zweite Veranstaltungsjahr starten.

Fairerweise wollen wir zum Abschluss nicht unerwähnt lassen, dass „Süddeutsche“-Redakteur Bernd Dörries am

Ende seines vieldiskutierten Beitrages doch noch ein versöhnliches Fazit zog: „Mit Oberhausenern über ihre Stadt zu sprechen ist eine interessante Erfahrung, weil alle ihre Schwächen und Stärken so klar kennen. Woanders wollen sie immer nur gut dastehen und sind schnell beleidigt, wenn man es anders sieht. Beleidigtsein ist nichts, was der Oberhausener im Repertoire hat. Es ist eine ehrliche Stadt. Vielleicht ist sie zu ehrlich für die große Liebe. Aber genau so ehrlich, dass man dieses Oberhausen zum Freund haben will.“



FOTOS: HUPFED (1), WALLKÖRN (2)

THEATER RETTET SICH DURCH THEATER



**Vorhang zu: Intendant Peter Carp verlässt Oberhausens
Kultur-Flaggschiff in tadellosem Zustand**

Von Gudrun Mattern



Mit Ensemblemitgliedern bei den Proben zu „GB 84“.

Kapitän Peter Carp verlässt die Brücke der „MS Theater Oberhausen“ und übergibt seinem Nachfolger Florian Fiedler Ruder und Kommando über ein Schiff, das bei Theater-Liebhabern und -Kritikern sowie bei Regisseuren und Schauspielern weit über die Stadtgrenzen hinaus einen herausragenden Ruf genießt.

„Viel Energie und Engagement“ habe seine Intendanz in den vergangenen Jahren bewiesen, schreibt Kulturdezernent Apostolos Tsalastras im Vorwort zum Programm für die neunte und

letzte Spielzeit unter Carps Regie. „Wir durften faszinierende Schauspiele, spannende Regisseure und ungewöhnliche Projekte erleben. Dafür hat Peter Carp nicht nur in Oberhausen Anerkennung erhalten. Die Einladung zum Berliner Theatertreffen 2011, zahlreiche internationale Gastspielreisen und die Verleihung des Theaterpreises des Bundes sind Ausdruck einer über die Grenzen Deutschlands reichenden Wertschätzung seiner Theaterarbeit und der Qualität des Oberhausener Theaters.“

Für den Theaterpreis des Bundes, ausgelobt von Kulturstaatsministerin Monika



Kritisch verfolgt Peter Carp am Regiepult die Probenarbeiten.

80 000
Euro
Preisgeld

Grüters für besondere Leistungen kleinerer und mittlerer Theater und Spielstätten der Freien Szene, hatte es 187 Bewerbungen gegeben. Das Theater Oberhausen erhielt ein Preisgeld in Höhe von 80 000 Euro. Begründung der Jury: „Wenige Stadttheater öffnen sich derart kontaktfreudig der Freien Szene wie das Theater Oberhausen... Mit einem hervorragend aufgestellten Ensemble im Hintergrund ist es Intendant Peter Carp in den letzten Jahren immer wieder gelungen, bemerkenswert avancierte Ästhetiken in der Stadt zu etablieren und internationale Regisseure für sein Haus zu gewinnen, 2014/15

zum Beispiel Andriy Zholdak, Bram Jansen und Simon Stone. Auf besonders produktive Weise glückt der Spagat zwischen künstlerisch herausragenden Handschriften und regionaler Anbindung.“

„Die Auszeichnung gilt dem mutigen und zugleich regional und international ausgerichteten Programm“, hatte NRW-Kulturministerin Christina Kampmann bei der Preisverleihung am 16. Januar 2016 in Berlin das Oberhausener Theater und den Intendanten beglückwünscht. „Künstlerinnen und Künstler aus NRW und der ganzen Welt finden dort Raum

Doch schauen wir zurück ins Jahr 2008, in dem Carp das Kommando auf der Brücke von Johannes Lepper übernahm. Für den neuen Kapitän und seine Crew galt es, Unheil bringenden Spar-Ideen zu trotzen, die das Theater-Schiff der vom Bankrott bedrohten Reederei Oberhausen abzutakeln, einzuschränken, ja, aus dem Verkehr zu ziehen drohten. Doch vom nicht genehmigten Sparkonzept und der daraus resultierenden Haushaltssperre ließen sich der Intendant und sein Team den Start in Oberhausen nicht vermiesen. Ihr Motto: „Theater muss sich durch Theater retten.“

Mit ungewöhnlichen musikalischen Produktionen wollten sie punkten, das Publikum mit überzeugenden Regie- und Schauspielleistungen berühren und begeistern.

Wie ein Paukenschlag weckten die Premieren von „Woyzeck“ und „Tartuffe“, die an einem Wochenende die erste Carp-Spielzeit einläuteten, das überregionale Interesse am mutigen Oberhausener „Theater-Aufschrei“ gegen drohende Einsparungen im Kultur-Haushalt. Die Kritiken überschlugen sich vor Hochachtung vor dem Coup der neuen Oberhausener Theater-Macher, sich die Rechte für Tom Waits' Woyzeck-Opera gesichert zu haben: Hut ab für die beeindruckende Inszenierung des spanischen Musiktheater-Regisseurs Joan Anton Rechi hieß es. Hut ab auch für die Leistung des damals noch als Regie-Neuling geltenden Herbert Fritsch. Er habe eine atemberaubende Inszenierung von Molières Komödie „Tartuffe“ hingelegt mit einem Ensemble, das gewirkt habe, als sei es von einer der Bühnen „ausgeliehen“, die im deutschsprachigen Theaterraum

Spitzenleistungen garantieren. „Alles hat gepasst“, titelte damals Lokal-Kulturredakteur Michael Schmitz und lobte den „sensationellen Start“ des neuen Theaterteams.

Glatt war das Fahrwasser allerdings keineswegs, durch das Carp und Co. das Theaterschiff fortan lotsten. Es war zunächst schwierig, die Gunst des Publikums zurück zu gewinnen, die unter Leppers Intendanz schwer gelitten hatte. Es galt, das Interesse von Schulen zu wecken, neue Spar-Attacken mussten geschultert werden. Das Projekt Kulturhauptstadt 2010 forderte mehr und nachhaltige Kooperationen mit anderen Revier-Theatern. Mit 400 Vorstellungen in der zweiten Spielzeit gelang es, die Zuschauerzahlen um 15 Prozent zu steigern. Doch wegen erneuter Spar-Anforderungen stellte der Intendant in Aussicht, Mannschaft und Produktionen zu reduzieren. Dennoch versprach er auch für die dritte Spielrunde „Abwechslung Spannung, Musik, die Zusammenarbeit mit internationalen Regisseuren und neue Kooperationen“.

Seine Vorliebe dafür, mit einer Produktion alle Altersgruppen gleichermaßen in den Theater-Bann zu ziehen, stellte Carp zu Beginn von Spielzeit Nummer drei unter Beweis: Als „kleines Wunder der Theaterkunst“ inszenierte er „Peterchens Mondfahrt“ im Gasometer und ließ am Ort der Sternstunden-Ausstellung unter dem riesigen Mond-Modell eine unvergessliche Hommage an die unverwüstliche Kraft des Märchens lebendig werden, als Mischung aus überzeugendem Spiel und fantastischem HipHop auf Weltniveau. Damals war es eher unwahrscheinlich, dass Carp die „MS Theater Oberhausen“ durch

für die tägliche Arbeit, für ästhetische Innovationen. Davon profitiert nicht nur das Publikum der Stadt, sondern der ganzen Region.“

„Ich bin stolz, dass man das in Berlin so sieht. Es ist genau das, was wir uns vorgenommen hatten“, kommentierte Peter Carp die Auszeichnung. „Wir freuen uns sehr über die tatkräftige Unterstützung unserer Arbeit und gleichzeitig zeigt sich darin, dass kulturelle Aktivitäten Oberhausens weit über die Region hinaus wahrgenommen werden“, sagte der Intendant bei der Festveranstaltung.

Immer im Dialog:
Intendant Peter Carp,
hier mit Schauspieler
Torsten Bauer.



weitere sechs Spielzeiten steuern würde und dass die neunte und letzte große Fahrt mit einem ähnlichen Wunder beginnen würde. „Die unendliche Geschichte“, Michael Endes Erfolgsroman, funktionierte als vom Wiener Theater der Jugend „gekaufte“ Produktion von Regisseur Michael Schachermaier mit dem Oberhausener Ensemble neu einstudiert, als perfekter Auftakt für die Spielzeit 2016/17 im Großen Haus. „Die Nachfrage nach Karten ist unendlich“, sagte Theater-Sprecher Tim Lucas.

Erfolgreicher und publikumswirksamer hätte der Einstieg in die Abschieds-Spiel-

zeit nicht sein können. Wie bei „Woyzeck“ und „Tartuffe“ war das regionale und überregionale Medienurteil äußerst positiv, viel deutlicher als damals ist jedoch das Interesse, die Vorstellung zu erleben. Generationen lieben die Geschichte über den drohenden Ausverkauf der Fantasie, die Aufführung fesselt und beflügelt zehnjährige bis 90-jährige Zuschauer.

Dass die Oberhausener „sein“ Theater als Ort anerkennen, an dem man sich trifft, miteinander diskutiert, Lob und Kritik nach Vorstellungen äußert, aber auch miteinander über städtische Be-



lange redet, war Intendant Peter Carp immer ganz besonders wichtig. Ob nach Premieren („Die Leute treffen sich auf Augenhöhe, sagen ihre Meinungen“) oder als gastfreundliches, offenes Haus, das sich zum Austausch zur Verfügung stellt („Ich freue mich sehr, dass so viele Leute gekommen sind, um hier über die Zukunft der Stadt nachzudenken“) – Carp wünschte sich immer ein Theater „das in Kommunikation mit der Bevölkerung tritt“. Deshalb hat er auch auf die Kraft von Stadt-Raum-Projekten gesetzt, hat das Künstler-Kollektiv „Geheimagentur“

engagiert, um Oberhausen ein wenig aufzumischen mit Aktionen zwischen Theater und Realität. Bürger haben „Kohle“ als Schwarzgeld bekommen und ungewöhnliche Dienstleistungen damit bezahlen können, was übrigens auch überregionale Medien-Emotionen hervorrief, weil Oberhausen als ärmste Stadt zeitgleich für Schlagzeilen sorgte.

Es wurden im „Wettbüro“ verkehrte Wetten platziert und dabei wurde etwas Geld ohne Reue verloren oder etwas Geld freudig gewonnen – und es sollte im Projekt „Factory“ selbst bestimmt gearbeitet werden, was niemand wollte. Die dritte Intervention der „Geheimen“ klappte nicht. Doch da war schon zu viel Positives bewegt worden, so dass der Kulturdezernent sagte: „Man muss auch mal etwas daneben setzen dürfen.“ Es war nicht das einzige Projekt, das man so entschuldigen könnte, aber erfolgreiche Aktionen gab es viel mehr als welche, die nicht funktionierten: Wie sich beispielsweise Bürger für die „54. Stadt“ ins Zeug legten oder sich Schauspieler für „Truck Tracks Ruhr“ engagierten, Uwe Mengel den „Mord im Alltag“ in einem leer stehenden Ladenlokal inszenierte, Karsten Dahlem „Frühlings Erwachen“ im ehemaligen Haus der Jugend oder „Tschick“ im RWO-Stadion in Szene setzte – viele gute Projekte werden in Erinnerung bleiben.

Carps Intendanz hat – seiner Idee, vielversprechende Regisseure zu engagieren, bevor sie unbezahlbar sind, sei Dank – Oberhausener Theatergeschichte geschrieben: Herbert Fritschs „Nora“-Inszenierung, 2011 eingeladen zum Berliner Theatertreffen, hat Oberhausen eine Auszeichnung beschert, die einer

Oscar-Prämierung im Film entspricht. „Mit Nora reiste man nach Hamburg, Prag, Krakau, Bogota, Caracas und zum Ibsen-Festival nach Oslo. Ein Weiterfolg“, sagte Gerd Leppes, Vorsitzender des Theater-Freundeskreises. Sein daraus folgender Appell: „Weiter spielen statt weiter sparen.“ Als Carps Abschied fest stand, meinte Kulturdezernent Apostolos Tsalastras: „Es betrübt mich, aber ich gönne es ihm. Carp war sehr erfolgreich und ich bin froh, dass er viel gewagt und geschafft hat.“

Im neuen Spielzeitheft verabschiedet sich Peter Carp vom Publikum: „Wir haben zusammen spannende und turbulente Jahre am Oberhausener Theater erlebt. Wir konnten viel ausprobieren, experimentieren, vieles zeigen. Wir haben Oberhausen kennen gelernt und vor allem Sie. Im Zentrum der Arbeit steht – immer wieder gesagt – das Ensemble. Damit meinen wir immer das Ensemble auf der Bühne und das Ensemble im Zuschauerraum. Aber wir meinen auch das Ensemble in der Fußgängerzone, in Cafés und Kneipen und in den Geschäften der Stadt.“

Zu seinem „Umzug“ ans Freiburger Theater sagte der Intendant im Interview: „Wenn man weiß, dass man einen Ort wechseln wird, beginnt man daran zu hängen.“ Gut für den weiteren Erfolg seiner letzten Spielzeit, die ja noch einige Spezialitäten bereithält.

SO ÜBERZEUGT MAN SEINE TRAINER

**Der Oberhausener Max Meyer spielt für Schalke 04 Fußball
und holte in Rio die Silbermedaille für Deutschland**

Von Gustav Wentz



Am Abend des 27. Oktober – die Bundesligafußballer des FC Schalke 04 haben abends zuvor mit einem 3:2 über den Zweitligisten 1.FC Nürnberg das Achtelfinale im Wettbewerb um den DFB-Pokal erreicht, Max Meyer hat mit großartig getretenen Eckstößen, die sein ukrainischer Kollege Yevhen Konoplyanka direkt ins Tor leitete, den Grundstein zum Sieg gelegt – ist Max Meyer wortkarg. Das macht Vater Achim froh. Warum? „Wenn er nichts sagt, ist er so gut wie glücklich. Wenn es ihm schlecht geht, hört er gar nicht mehr auf zu reden.“ Für Journalisten ist Max Meyer ein schwieriger Fall.

Als ich ihm das nach fast zweistündigem „Gespräch“ sage, blickt er staunend: „Sie hätten mich ja was fragen können.“ Da ist man platt! Aber vor dem Hintergrund der väterlichen Erklärung gewinnen die vielen „Klar!“, das häufige bestätigende Nicken, gelegentliches Achselzucken oder die mitunter hochgeworfenen Arme und Hände schon eine besondere Bedeutung. War also doch ein Gespräch – zumal er manchmal tatsächlich gesprochen hat. Und: Wenn Max Meyer begeistert ist, sieht man's ihm an. Seine Augen können nämlich strahlen.

Aus ihnen können auch Tränen fließen. Das haben wir nach dem Elfmeter-

schießen im olympischen Finale von Rio de Janeiro gesehen, das Deutschlands Auswahl mit 4:5 gegen Brasilien verloren hatte. Der letzte deutsche Schütze war Nils Petersen, und er hatte den Ball nicht ins Tor gebracht – „nur“ die Silbermedaille. „Wir haben nicht Gold verloren, sondern Silber gewonnen“, verdiente sich Trainer Horst Hrubesch das beifällige Nicken eines Millionenpublikums, aber für Max Meyer war das zunächst zu wenig. Er hatte sich erst später wieder freuen können.

„Olympia, ja das war ein Ding“, spricht er nun und scheint in Erinnerungen zu kramen, die geschätzte Jahre zurückliegen, dabei handelt es sich um Tage

Max Meyer bei der Siegerehrung in Rio zwischen den beiden Bender-Zwillingen: Sein Gedanke gilt dem verletzten Freund, Leon Goretzka.



FOTOS: DPA/PICTURE-ALLIANZ (3)

im August 2016. Einen Tag vor dem ersten Spiel (in Salvador gegen den Favoriten Mexiko) trainierte die Olympia-Auswahl das erste Mal zusammen. „Es war ja lange nicht klar, wer kommt oder absagt“, blickt Meyer zurück auf diverse Kick-Kollegen, die es vorgezogen hatten, sich lieber auf ihre Vereine zu konzentrieren als unter den fünf olympischen Ringen anzutreten. Für den 20-jährigen Max Meyer aus Alstaden war das nie ein Thema: „Die Chance, bei Olympia zu spielen, gibt es für Fußballer bei uns nur ein einziges Mal. Das wollte ich nicht verpassen.“ Dass sich gleich im Auftaktmatch sein Schalker Kumpel und (mit dem gerade nach Manchester City abgewanderten Leroy Sané) bester Freund, Leon Goretzka, verletzte, tat zwar auch Max Meyer weh, aber: Plötzlich war er Kapitän, und plötzlich kam der weitgehend unbekannte Serge Gnabry zum Einsatz und entwickelte sich zu einem Goalgetter. Mit je sechs Treffern avancierten er und Nils Petersen zu den besten Torschützen im Turnier, Meyer markierte vier Treffer.

Aber bleiben wir erst mal beim Turnierverlauf: Drei Tage nach dem 2:2 gegen Mexiko wird an gleicher Stelle wieder gespielt. Südkorea heißt der Gegner, und es geht wieder unentschieden aus, diesmal 3:3. Damit wird klar, dass das letzte Gruppenspiel hoch gewonnen werden muss, wenn man weiterkommen will. Am 10. August ist in Belo Horizonte das Team von Fidschi der Gegner, und Max Meyer erzielt beim 10:0 drei Tore. Dass er, der mit einer überragenden Schusstechnik ausgestattet ist, einen Strafstoß vergibt, ärgert ihn heute noch: „Aber war ja nicht so schlimm, immerhin führten wir schon zehnnull.“ Viertelfinale wieder drei Tage später, in Brasilia gegen Portugal.

„Die Rumfliegerei hat geschlaucht“, gibt Meyer zu: „Brasilien ist so groß.“ Als die Portugiesen mit einem glatten 4:0 aus dem Turnier geschickt werden, verändert sich die Stimmung im Team endgültig: „Bis dahin“, so der Kapitän, „hatten wir tatsächlich immer nur von Spiel zu Spiel geguckt, weil wir ja auch keine große Vorbereitung hatten und ein ziemlich zusammengewürfeltes Team waren. Aber jetzt wusste jeder, dass da noch was ganz Großes passieren kann.“

Olympisches Dorf war ein Erlebnis

Es passierte, denn das Hrubesch-Team schlug in Sao Paulo die Mannschaft Nigerias mit 2:0. Finale! Rio! „Schade, dass wir erst kurz vor Schluss der Spiele nach Rio gekommen sind“, bedauert Max Meyer, „denn diese Atmosphäre im Dorf war schon besonders.“ Für Profis, die ansonsten abgeschottete Trainingscamps mit bestens ausgestatteten Hotels kennen, war das sehr besonders. „Das war wirklich so'n Dorf für sich mit den nach Nationen getrennten Häusern und zentralen Treffpunkten und so“, staunt Meyer. Gern hätte er Usain Bolt oder Michael Phelps und am liebsten beide getroffen, aber sie waren nicht da. Bolt residierte im Hotel (und war später Zuschauer des Fußball-Endspiels, in dem er Brasilien die Daumen drückte), Phelps war schon abgereist. „Aber die Handballer aus Deutschland und Frankreich waren noch da“, erinnert er sich und ist angetan von den Höchstleistungen der Aktiven in anderen Sportarten. Bemerkung am Rande: „Olympia hat ihm ganz gut getan“, sagt später Vater Achim, „weil er da mal gesehen und gehört hat, was viele Athleten für einen riesigen Aufwand treiben müssen, ohne Millionen zu kassieren.“

Zwanzigster August, Estadio do Maracana, Endspiel, es geht um Gold gegen

die Mannschaft Brasiliens. Die Gastgeber hatten sich nicht lumpen lassen: Zwei Jahre nach der 1:7-Demütigung durch die deutsche Nationalmannschaft im Rahmen der Weltmeisterschaft war das Finale zum „Rachenspiel“ hochgejazzt worden. Weltstar Neymar führte die Grün-Gelben an, mit ihm tauschte Max Meyer, geboren in Alstaden, die Wimpel. Zur Pause lag Brasilien – bis dahin ohne Gegentor aus dem Feld geblieben – mit 1:0 vorn, hatte aber mehrfach Glück, weil die Torumrandung allein drei Mal half, in einem Fall auch bei einem Schuss von Max Meyer. Nach einer knappen Stunde aber verstummen die meisten der 73 000 Zuschauer im Stadion, das Meyer weder Ehrfurcht noch Angst eingeflößt hatte („Ich habe schon in größeren Stadien gespielt“), denn Meyer erzielt mit einem Volley den Ausgleich. Beide Teams schenken sich nichts, sie wanken bis zur letzten Sekunde der Verlängerung, Abpfiff, Elfmeterschießen. Und der letzte deutsche Elfer geht nicht rein. Brasilien bebt vor Freude, deutsche Spieler weinen, auch Max Meyer. Später – bei der Siegerehrung – haben auch gänzlich Unbeteiligte Tränen in den Augen, denn Max Meyer hält das Trikot seines verletzten Freundes Leon Goretzka in die Höhe – große Geste eines von manchen als „eiskalter Hund“ Beschriebenen.

Für lange Feiern ist keine Zeit, nur kurz nach dem Auftritt in Rio und im Maracana ist Max Meyer wieder bei seinen Schalkern: „Ich hatte ja vorher lange Urlaub, und bei uns waren viele Neue.“ Und ein neuer Trainer, für Meyer in seinem vierten Profijahr ist der frühere Coach des FC Augsburg, Markus Weinzierl, schon der vierte Verantwortliche nach Roberto di Matteo, Jens Keller und André Breitenreiter. Über seine Trainer übrigens verliert Max Meyer



Gefasster Blick:
Silber ist gut, Gold
wäre besser.

kein Wort, aber man ahnt, dass etwas an ihm nagt: Bei jedem musste er sich durchbeißen, sich beweisen, gegen Vorurteile ankämpfen (klein, jung, eigener Nachwuchs, braucht noch Zeit). Und auch jetzt ist sein Stammspieler, den er sich schon gegen Konkurrenten wie Julian Draxler und Kevin Prince Boateng erkämpft hatte, wieder in Gefahr. Ausgerechnet Leon Goretzka soll auf der „10“ spielen, soll den Takt angeben. Und damit wäre für Meyer zunächst mal nur der Platz auf der Bank geblieben. Das muss wehtun, zumal Horst Hrubesch beide aufgestellt und damit angezeigt hatte, dass es ein etwas robusterer Midfielder durchaus mit einem technischen Filigranfußballer aushalten kann, und zumal Bundestrainer Joachim Löw nun den Olympia-Kapitän auch zu „Adler“-Ehren kommen lässt. In Schalke saß er auf der Bank...

Feilen an der Schusstechnik

Nach schwachem Start kommt Schalke wieder aus der Kurve – und Max Meyer hat in der Zwischenzeit ganz gegen seine Gewohnheit tatsächlich das eine oder andere Interview gegeben. Richtig beschwert hat er sich über seine Nichtberücksichtigung nicht, aber doch seiner Verwunderung Ausdruck gegeben. Der junge Mann – im September ist er 21 geworden – leidet nicht unter



einem wie auch immer gearteten Mangel an Selbstbewusstsein: „Ich bin zwar kein Lautsprecher, aber ich kann auf dem Platz auch führen. Gerade jüngere Mitspieler blicken zu mir auf“, ist so ein Satz, der die Grenze zur Überheblichkeit zu streifen scheint, aber so offenbar stimmt, dass nicht widersprochen werden kann. Meyer lässt Worten auch Taten folgen. Die Trainingseinheiten verlängert er für sich, feilt an seiner ohnehin grandiosen Schusstechnik, will noch besser werden. Als Jugendspieler hat er vier Jahre regelmäßig „Futsal“ gespielt, was ihm heute noch nützt: „Da lernt man eine Menge Technik und Sachen, die man mit dem Ball auch machen kann, obwohl man Futsal und Fußball nicht verwechseln sollte.“ Und er verbessert seine Mobilität auf dem Platz, legt pro Spiel knapp zehn Kilometer zurück, intensiviert sein „Anlaufverhalten“, erhält Lob von Kapitän Benedikt Höwedes: „Max ist unser erster Verteidiger.“

An unserem Abend gibt es noch zwei Themen, die Max Meyer erst aufregen, dann die Augen wieder strahlen lassen. Der junge Mann, der mit 17 Jahren Profi wurde, ärgert sich darüber, dass sein „Marktwert“ an den Fußball-Börsen im Internet mit 16 Millionen Euro angegeben ist. Ist das eine Belastung, die den Ärger verursacht? „Nein, es gibt ein paar mit höherem Marktwert, von denen ich weiß, dass ich besser bin.“ Punkt. Vermeintlich ungerecht beurteilt oder gesehen zu werden, das kann er nicht ab. Zweiter zu sein statt Erster, Silber statt Gold, das ärgert richtig. Als er hört, dass er sich als Silbermedaillengewinner der Olympischen Sommerspiele von 2016 auf Einladung von Oberbürgermeister Daniel Schranz ins Goldene Buch der Stadt Oberhausen eintragen darf, da funkeln die Augen. Das ist die

Anerkennung, nach der er lechzt. 2013 war er Gelsenkirchens „Sportler des Jahres“, 2015 war er mit Freude Schirmherr der Oberhausener „Multi“, und jetzt soll er ins Goldene Buch. „Freut mich“, sagt er noch. Als hätte man's nicht sehen können.

Olympisches

Es gab in Rio zwei andere Oberhausener Aktive. Eric Johannesen gewann nach Gold 2012 nun Silber mit dem Deutschlandachter. Aber dass er Oberhausener ist, weiß er nur mal, wenn er Dokumente ausfüllen muss. Geboren ist er zwar hier, aber schon als kleines Kind mit den Eltern nach Hamburg gekommen, wo er mit 14 Jahren beim Bergedorfer Ruderclub das Rudern erlernte. Der andere ist ein Leichtathlet, der in Sterkrade das Laufen lernte, aber schon als Jugendlicher zum TV Wattenscheid 01 ging, seither der hiesigen Optik abhanden gekommen ist. Robin Erewa ist 2016 wieder Deutscher Meister über 200 m geworden, verbesserte kurz vor der Abfahrt nach Rio seine Bestzeit auf 20,4 Sekunden, schied in Rio aber im Vorlauf aus. Selbst mit der Bestzeit wäre für ihn im Zwischenlauf Schluss gewesen.

Pech hatten drei junge Sportler, denen zuvor gute Chancen zur Teilnahme eingeräumt worden waren: Kanute Lukas Reuschenbach vom TC Sterkrade 69 steht in vielen Ranglisten des Deutschen Kanu-Verbandes weit oben, ist aber eher auf den längeren Strecken zu Hause – die bei Olympia nicht gefahren werden. Der Boxer Abass Baraou scheiterte in der letzten internationalen Qualifikation hauchdünn an einem Gegner, den er zuvor schon zweimal besiegt hatte. Er hätte nach einhelligem Urteil der Experten die Ehre des deutschen Boxens in Rio retten können. Der Boxer vom BC Ringfrei hat mittlerweile sein Fachabitur gemacht und ist nun Sportsoldat bei der Bundeswehr – olympische Karriere nicht ausgeschlossen. „Sportler des Jahres“ war – wie Reuschenbach und Baraou ebenfalls – der Bogenschütze Carlo Schmitz in Oberhausen auch schon. Der Holtener Grün-Weiße scheiterte in der internationalen Rio-Qualifikation im türkischen Antalya an einem einzigen Ring, hat aber noch die Zukunft vor sich – er ist gerade mal 20 Jahre jung.

MEGATREND DIGITALISIERUNG – VISIONEN WERDEN ZU PRODUKTEN



Vorstand der Stadtsparkasse Oberhausen (v.l.): Thomas Gäng, Bernhard Uppenkamp, Oliver Mebus

Aufgrund einer zunehmenden Digitalisierung der Gesellschaft verändern sich die Erwartungen an Bankdienstleistungen. Immer mehr Kunden nutzen ihre Smartphones und Tablets für ihre Bankgeschäfte und der Begriff „Multikanal“ wird Realität. Das mobile Kundenerlebnis wird damit zu einem entscheidenden Aspekt der digitalen Strategie, den die Banken in Angriff nehmen müssen. Um in dem sich schnell

verändernden Markt und Wettbewerbsumfeld erfolgreich zu bestehen, müssen Banken ihre Geschäftsmodelle anpassen. Dabei werden insbesondere Investitionen in die Anpassung der IT notwendig. Die vielleicht wichtigste Anpassung besteht jedoch darin, dass Banken im digitalen Zeitalter sich deutlich in ihrer Reaktion auf Kundenbedürfnisse verändern müssen. Das Thema Kundenorientierung bekommt eine völlig neue Bedeutung.

Vor diesem Hintergrund hat die Stadtsparkasse Oberhausen ihren Medialen Vertrieb neu aufgestellt und baut ihn kontinuierlich weiter aus. Denn mit rund 100.000 Privatgirokonten und rund 50.000 Online-Banking-Kunden ist die Stadtsparkasse nicht nur „stationär“, sondern auch „online“ das größte Kreditinstitut vor Ort. Die Online-Quote im Geschäft mit gewerblichen Kunden beträgt bereits über 90%. Die Ausrichtung auf den Multikanal sieht dabei vor, dass Kunden sämtliche Service-

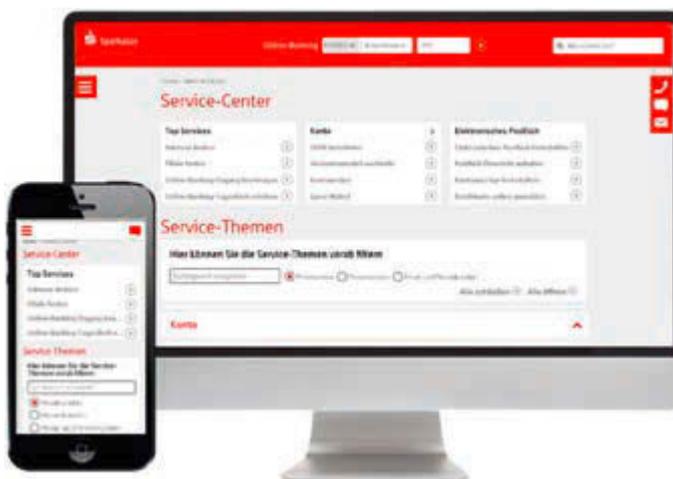
leistungen über alle Zugangswege zur Sparkasse nutzen können.

„Im Mittelpunkt steht nach wie vor die Nähe zu unseren Kunden“, erklärt Bernhard Uppenkamp, Vorstandsvorsitzender der Stadtsparkasse Oberhausen. „Die Kunden können ihren bevorzugten Kontaktweg zur Sparkasse frei wählen und variieren. Sie können per Mausklick die Internet-Filiale besuchen, die SparkassenApp nutzen und nach wie vor klassisch per Telefon oder persönlich in einer der 11 Filialen mit unseren Beraterinnen und Beratern sprechen.“

Mit der neuen Internet-Filiale, die seit Oktober 2016 online ist, werden Visionen zu Produkten.

Neukunden können ihr Girokonto mithilfe der sogenannten Videolegitimation eröffnen. Für die Videolegitimation werden lediglich der Personalausweis und ein PC, Tablet oder Smartphone mit Videofunktion benötigt. „Der Kunde hält den Personalausweis im Scheckkartenformat in die Kamera und dreht und wendet das Dokument so, dass der Mitarbeiter das Hologramm und die Sicherheitsmerkmale überprüfen kann“, erklärt Oliver Mebus, Vorstandsmitglied der Stadtsparkasse Oberhausen. „Zum Abschluss erhält der Antragsteller per E-Mail oder SMS eine TAN, mit der er die Legitimation online bestätigen kann.“

Neu ist auch der textbasierte Onlinechat mit Mitarbeitern der Stadtsparkasse Oberhausen. „Der Kunde erwartet von seiner Bank hohe Flexibilität und einfache Lösungen“, erläutert Oliver Mebus. „Mit dem Service-Chat bieten wir dem Kunden einen zusätzlichen Kommunikationskanal an, den er bequem unterwegs oder von zuhause nutzen kann. Auch mit der Sparkassen-



Die neue Internetseite der Stadtsparkasse Oberhausen ist seit Oktober 2016 online.

App ist der Chat möglich.“ Neben vielen weiteren Serviceleistungen können die Kunden viele Produkte direkt auf der Homepage abschließen: Sie können ihr Geld beispielsweise online auf einem Sparbuch oder Sparkassenbrief anlegen, PS-Lose über ihr Girokonto kaufen, einen Privatkredit aufnehmen oder eine Versicherung abschließen. Bei allem wird das Thema Sicherheit groß geschrieben: Mit PIN, modernsten TAN-Verfahren und SSL-Verschlüsselung bietet die neue Website der Stadtsparkasse ein mehrstufiges Sicherheitssystem.

Und was sind neue Visionen? Wie sieht die digitale Zukunft aus?

Forscher sind sich einig, dass künftig digitale Technologien unseren Alltag noch mehr prägen werden. Der Austausch von Informationen über das Internet wird so stark in unser Leben eingebunden sein, dass die digitalen Datenmengen unsichtbar wie Strom durch unser Leben fließen werden:

„Wir denken nicht mehr darüber nach, online zu gehen oder das Internet aufzurufen, wir werden immer online sein“, meint Joe Touch, Direktor am Institut für Informationswissenschaften der University of Southern California.

Intelligente Sprachsteuerungssysteme werden weiter ausgebaut, so dass wir künftig mittels Spracherkennung sämtliche Anwendungen und Geräte steuern können. Wir reden mit unserem Konto – die gewünschte Überweisung wird einfach per Spracheingabe ausgeführt.

Die Themen „Sicherheit“ und „Datenschutz“ werden dabei eine immer größere Rolle spielen. Sparkassenkunden können schon heute ihre Kontoauszüge in der Internet-Filiale sicher hinterlegen. In Zukunft werden die Kunden einen sogenannten „E-Safe“ anlegen können, in dem sie wichtige Dokumente wie Ausweispapiere in einem passwortgeschützten Bereich verwahren können.

BLICK ZURÜCK AUF 2016

Von Helmut Kawohl



H. REIFEL (1), STAGE ENTERTAINMENT (1), WAZ-FOTOPOL (1/0)

Gefeiertes Stück im Theater Oberhausen: „Lulu. Eine Mörderballade“

Er hat wieder einmal ein dickes Ausrufezeichen gesetzt: der Gasometer. 500 000 Besucher strömten allein in den ersten sechs Monaten in die neue Ausstellung „Wunder der Natur“, so viele Besucher in so kurzer Zeit waren in 22 Ausstellungsjahren zuvor noch nie gekommen. Bis Mitte November waren es dann schon rund 650 000. Klar, dass die spektakuläre Schau mit der 20 Meter großen Erdkugel auch 2017 zu sehen ist.

Ein wenig entspannt hat sich für die Stadt die Situation bei den Flüchtlingen. Einzelne Erstaufnahme-Einrichtungen sind wieder frei, dafür werden jetzt mehr Mitarbeiter im Jobcenter und bei Beratungsangeboten benötigt. Alarmierend ist, dass die Sozialhilfeausgaben der Stadt drastisch steigen und

die Zahl der Bedürftigen bei der Oberhausener Tafel in den letzten drei Jahren um 30 Prozent gewachsen ist.

Nichts geworden ist leider aus den Plänen, die Karstadt-Zentrale auf dem ehemaligen Babcock-Gelände anzusiedeln. Aufgegeben hat auch Thyssen Krupp seine Pläne für ein Röhren-Großlager auf dem Waldteich-Gelände im Norden der Stadt. Jetzt gilt es, diese Flächen optimal für die Wirtschaftsförderung zu nutzen. Freuen durfte man sich über den Förderbescheid des Landes für das geplante Ausbildungszentrum der Bauindustrie in Osterfeld.

Was sonst noch 2016 interessierte? Die Bürgerinnen und Bürger der Stadt erhalten zu viel gezahlte Müllgebühren jetzt zurückerstattet, die Emscherge-

nossenschaft buddelt fleißig tief unter Oberhausen an ihrem neuen Abwasserkanal, der Widerstand gegen den Ausbau des Autobahnkreuzes von A 2 und A 3 wächst ebenso wie der gegen das geplante Mülheimer Windrad im Alstadener Ruhrbogen, das Stadtarchiv hat eine neue Heimat in Lirich gefunden und das Theater ist in seine letzte Spielzeit unter der Intendanz von Peter Carp gestartet.

Grund ausgelassen zu feiern, hatten die Oberhausener reichlich: Neben den bewährten Stadtfesten erwies sich der neue Feierabendmarkt auf dem Saporishja-Platz als Volltreffer und der 1. Tag der Trinkhallen im Ruhrgebiet kam ebenso gut an wie das 17-tägige Salzburger Oktoberfest am Centro.



Damals noch ein Bayer, heute wieder ein Borusse: Mario Götze eröffnet im CentrO den neuen FC Bayern-Fanshop

Dezember 2015 / Januar 2016

SPD strebt Erneuerungskurs an – Dirk Vöpel ist neuer Parteichef · Tagelang ohne Heizung: Mieter der Osterfelder Siedlung Kampstraße beklagen zahlreiche Missstände · Fußball-Weltmeister Mario Götze eröffnet im CentrO modernisierten Bayern-Fanshop · Bayrische Möbelhauskette Segmüller lotet Perspektiven für das Finke-Möbelhaus in Sterkrade aus · Zukunftsängste bei der Babcock Borsig Steinmüller GmbH · LVR-Industriemuseum zeigt historische Postkarten-Ausstellung · Mülheimer Rat erlaubt Ruhr-Windrad an der Stadtgrenze – Alstadener kündigen Widerstand an · 0:3-Heimpleite gegen Viktoria Köln beendet das Fußballjahr für RWO · Burg Vondern hat ein neues eisernes Burgtor · Für Flüchtlinge: Land NRW will 2016 über 21 Mio. Euro an Oberhausen zahlen · Ausbildungszentrum für die Bauwirtschaft im früheren Trickfilmzentrum HDO und im ehemaligen Gartendom wird mit über 14 Mio. Euro gefördert · Teile einer Betonmauer auf die Schienen gelegt: Feuerwehr holt am Hausmannsfeld 80 Menschen aus Intercity · Stadt

kündigt Bau neuer Flüchtlingsunterkünfte an · Neue Pläne für das Zentrum Altenberg: Alte Klempnerei soll zu schmuckem Veranstaltungsort umgebaut werden · „Integration Point“: Im ehemaligen Werksgasthaus haben Arbeitsagentur, Jobcenter und Stadt eine zentrale Anlaufstelle für Flüchtlinge eingerichtet · „Gdanska“-Kulturwirt Czeslaw Golebiewski und Volksbank-Vorstand Oliver Reuter sind neue Träger des närrischen Eulenordens · Narren eröffnen im Bunkerkeller an der Ebertstraße das Karnevalsmuseum · Brandanschlag auf fast fertig gestelltes Flüchtlingsheim an der Ruhrorter Straße · Theater begeistert mit Inszenierung „Lulu. Eine Mörderballade“ · Ludwig Galerie zeigt „American Pop Art“ · Sondereinsatzkommando sprengt Wohnungstür von „Hells Angel“-Rocker und findet scharfe Waffen · 3500 neue Bäume und Sträucher: Knappenhalle wird aufgeforstet · OB Schranz beim Jahresempfang: Bürger zahlen bald weniger für Müll · Dem Leihradsystem „Metropolradruhr“ droht das Aus



Eine neue Heimat für die Geschichte der Stadt: Das Stadtarchiv jetzt am Standort der ehemaligen Hauptschule in Lirich

Februar

Genossenschaft Gewo will Altbauten im Zentrum Osterfelds abreißen und für 9 Mio. Euro neue altengerechte Wohnungen schaffen · Flüchtlingsinitiative „Willkommen in Oberhausen“ gründet Verein · Oberbürgermeister Daniel Schranz von Stadtprinz Thomas I. entmachtet – 110 000 Narren bejubeln Stadtprinz Thomas I. beim großen Umzug in der Innenstadt – 63 000 Jecken beim Kinderkarneval in Osterfeld – Rosenmontagsumzüge in Alstaden und Vondern wegen Sturm abgesagt · Antrag von CDU, BOB, Linke und Bürgerliste: Stadt soll die OGM neu strukturieren · Ergebnis der Preisüberprüfung liegt vor: Müll in Oberhausen um die Hälfte zu teuer · Stadtteil Borbeck kämpft um den Erhalt: Neue Argumente gegen Schließung der Havensteinschule · Nach jahrelangem Sinkflug steigt die Einwohnerzahl Oberhausens wieder an · Rat der Stadt wünscht Konzept zur Neuordnung der Stadttochter OGM · Stadtarchiv am neuen Standort in Lirich feierlich eröffnet · Politik stimmt einer Verschmelzung der Revierparks

im Ruhrgebiet zu · LVR-Industriemuseum eröffnet Sonderausstellung zur Elektromobilität · Jeder siebte Oberhausener ist überschuldet · Millionen-Förderung: Altenberg-Park wird umgestaltet · NRW-Minister Duin und Groschek überreichen Förderbescheid für Ausbildungszentrum der Bauindustrie in Osterfeld · Schnelles Internet: Telekommunikationsanbieter Versatel plant 400 Unternehmen 2016 an das Glasfasernetz anzuschließen · Erhöhung der Vergnügungssteuer um 66 Prozent ist Bordellbesitzern zu stark: Rote Meile droht Stadt mit Klage · Abgesacktes Haus an der Thüringer Straße wird abgerissen · Bund sagt Fördermittel zu: 2,2 Mio. Euro für Sanierung des Freibades Vonderort · Mülheimer erläutern ihre Pläne für eine Windkraftanlage im Ruhrbogen · Britische Pop-Sängerin Ellie Goulding begeistert 12 000 Fans in der Köpi-Arena · Flüchtlinge ziehen wieder aus Kirche in Schmachtendorf aus – Wohnungen gefunden



Wie Astronauten blicken die Besucher auf unsere Erde: Die Ausstellung „Wunder der Natur“ im Gasometer begeistert

März

Fusion mit Sterkrader Behörde auf früherem Knast-Areal? Landesbetrieb prüft Finanzamtsausbau in der City · Weg für Decathlon-Ansiedlung auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände ist frei – Einzelhandel und CentrO warnen vor Ansiedlung · Mehr Kontrollen durch Polizei und Ordnungskräfte geplant: Oberhausen soll sicherer werden · 2,3 Mio. Euro Baukosten: Flüchtlings-Unterkunft an der Kapellenstraße fertiggestellt · Ludwig Galerie zeigt Retrospektive der Fotografin Brigitte Kraemer · Verlagerung aus dem engen Schladviertel geplant: Möbeldändler Rück will in die Neue Mitte umziehen · Neue Stadtbibliothek Sterkrade an der Wilhelmstraße eröffnet · Hoher Leerstand im Technologiezentrum TZU: Politik muss über Zukunft der städtischen Immobilie entscheiden · Ausstellung „Wunder der Natur“ im Gasometer eröffnet: Spektakulärer Blick auf die Erde begeistert – Über 10 000 Besucher am ersten Wochenende · Vom Bleidruck zum Digitalprint: Druckerei Richtscheid blickt auf 95-jährige Tradition zurück · Um das Windrad an der Ruhr zu ver-

hindern: Alstadener planen Bürgerinitiative · Sarah Connor begeistert 11 000 Fans in der Köpi-Arena · NBO-Basketballdamen können Abstieg aus der Bundesliga nicht verhindern – Neuanfang in der Regionalliga · Starker Anstieg bei Wohnungseinbrüchen · Haushaltsergebnis fällt schlechter als geplant aus: Stadtkämmerer fordert Kostenübernahme für Flüchtlinge vom Bund · Paul Lange, Kajak-Olympiasieger in der 4 x 500 Meter-Staffel 1960 in Rom, stirbt im Alter von 85 Jahren · Schulen sollen schnelleres Internet erhalten · Autobahn A 3 soll in Oberhausen an einigen Stellen auf acht Spuren ausgebaut werden · Pelz-Modengeschäft Große-Segerath am Friedensplatz schließt nach vielen Jahrzehnten · Turbinenhalle soll erneut größer werden · Zahl der Bedürftigen stieg in den letzten drei Jahren um 30 Prozent: Tafel versorgt immer mehr Arme · Möbelhaus Finke: Neuer Investor bringt Abriss ins Gespräch · Arena verlängert Vertrag mit Schlagerfestival bis 2021: Oberhausen Olé bleibt weitere Jahre



Vorübergehend in Schiefelage geraten: Das Traditionshaus „Lantermann“ in Sterkrade

April

56 Bewerbungen für die künftige Leitung des Theater Oberhausen · Wolfgang Tingler tritt nach 27 Jahren als Chef der Berufsfeuerwehr Oberhausen in den Ruhestand · Am ehemaligen Ostbad sollen 50 neue Wohnungen entstehen · RWO verlängert mit Trainer Andreas Zimmermann für weitere zwei Jahre · Positive Entwicklung bei der Jugendkriminalität: Weniger junge Intensivtäter · Gefahr durch herabstürzende Ziegel: Ev. Christuskirche an der Nohlstraße bleibt vorerst geschlossen · Oberhausen will „Innovation City“ werden – Siedlung Vondern könnte von Mitteln zur Sanierung profitieren · Kaum noch neue Flüchtlinge: Stadt legt Bau eines Asylheimes an der Klosterhardter Straße vorerst auf Eis · Gasometer-Ausstellung „Wunder der Natur“ mit furiosem Start: 100 000 Besucher in den ersten knapp vier Wochen · „Place2Be“: Neues Jugendzentrum für die City in ehemaliger Brüder-Grimm-Schule eröffnet · KTTO-Turntalente holen vierten Oberliga-Titel in Folge · Billardfreunde Sterkrade-Heide verabschieden sich aus

der Bundesliga · Kundenrückgang in den Zentren befürchtet: Handel kämpft gegen Decathlon-Ansiedlung · Großbaustelle an der Verkehrsader: Mülheimer Straße wird ab Juli für vier Monate zur Einbahnstraße aus Richtung Süden · RWO verliert Niederrhein-Pokalhalbfinale beim Wuppertaler SV mit 4:6 nach Elfmeterschießen · Kabarettistin Gerburg Jahnke erhält beim „Prix Pantheon 2016“ den Ehrenpreis in der Kategorie „Reif & Bekloppt“ · 10 000 Fans huldigen Filmmusik-Großmeister Hans Zimmer in der König-Pilsener-Arena · Frostige Temperaturen bei der Schiffsparade auf dem Rhein-Herne-Kanal · Polizei zerschlägt Drogendealer-Ring · Alexander Klaws, Gewinner der ersten DSDS-Staffel, spielt ab November den „Tarzan“ im Stage Metronom Theater · Emschergenossenschaft beginnt mit Renaturierung des Läppkes Mühlenbachs · Viel Lob für 1. Feierabendmarkt auf dem Saporishja-Platz · Sterkrader Traditionshaus Lantermann meldet vorläufige Insolvenz an



Fertiggestellt: Die neue Flüchtlingsunterkunft an der Duisburger Straße

Mai

Gewerkschaften rücken die Solidarität in den Mittelpunkt der Maikundgebung · Kurzfilmtage zeigen beim 62. Festival mehr Filme als je zuvor · Neuer Umkleide- trakt im Aquapark fertiggestellt · Spaten- stich für 100 Mio. Euro teures Pump- werk der Emschergenossenschaft in Holten · RWO gewinnt das Revierderby bei RW Essen mit 2:0 · Gebürtiger Ham- burger Florian Fiedler soll 2017 neuer Intendant des Theater Oberhausen wer- den · Politik streitet über Ausbau der A3 im Autobahnkreuz Oberhausen · Men- schen mit und ohne Migrationshinter- grund gestalten beeindruckendes Konzert im Gasometer · Am Fraunhofer-Institut soll eines von bundesweit 15 neuen Lei- stungszentren entstehen · Neues Jobcenter in der City wird größer und teurer · Fußballfrauen und -männer von Arminia Klosterhardt holen den Kreispokal · Chronischer Lehrermangel: Berufskollegs fordern mehr Unterstützung · Oberbür- germeister Schranz kritisiert Bildungs- plan der Stadtverwaltung für die Schu- len · Sanierung der Christuskirche an der Nohlstraße wird Millionen kosten · Ober-

hausener Kliniken suchen verzweifelt Krankenpfleger · OB Schranz lädt Bürger ein, sich für eine Teilnahme am neuen Bürgerrat zu bewerben · Neue Laserspiel- Halle am Eisenhammer geplant · In der Köpi-Arena, auf dem Altmarkt und auf dem Holtener Markt wird es Public View- ing zur Fußball-EM geben · Großinvesti- tion in Osterfeld geplant: SPD will das 25 Jahre alte Haus 3 des Louise-Schroe- der-Heimes abreißen – Neubau mit alten- gerechten Wohnungen · Ludwig Ga- lerie zeigt in 180 Aufnahmen Modefoto- grafie von Regina Relang · Betuwe-Linie: Eisenbahnbundesamt lehnt mehr Schutz ab – Stadt will weiter kämpfen · Bilfinger- Tochter Babcock Borsig Steinmüller will bis zu 90 Stellen in Oberhausen abbauen · Im Kulttempel der Turbinenhalle lässt die German Wrestling Federation die Schwergewichte fliegen · Rosen für den Kavalier: Bryan Adams holt für 10 000 Fans seinen besten Anzug aus dem Schrank · Eisenheimer eröffnen kul- turelle Saison im Garten ihres Volkshau- ses · Schweres Unwetter mit Starkregen flutet Straßen, Keller und Tiefgaragen



Abriss des Babcock-Hochhauses an der Duisburger Straße: Karstadt wird mit seiner Zentrale nicht auf das Gelände ziehen

Juni

Landesfinanzprüfer machen Druck: Stadt soll Beiträge für Kita-Betreuung anheben · Bahn will bis 2023 insgesamt 13 Mio. Euro in den Hauptbahnhof investieren · Snookerhaus an der Marktstraße schließt nach 27 Jahren – Billard-Club Oberhausen als neuer Mieter im Gespräch · Stadt wird zu viel berechnete Abfallgebühren zurückzahlen – im Schnitt 200 Euro · Nur sporadische Öffnungszeiten: Wütende Kunden vor der Postfiliale · Auch Regenschauer können Schlager-Polonaise Oberhausen Olé nicht bremsen · Oberhausen möchte sich an Internationaler Garten-Schau 2027 im Ruhrgebiet beteiligen · Schon 250 000 Besucher: Ausstellung „Wunder der Natur“ im Gasometer bricht alle Rekorde · Badeordnung geändert: Burkinis in städtischen Bädern jetzt erlaubt · Stadt legt Verkaufspläne für das Technologiezentrum Umweltschutz (TZU) auf Eis · Gedenkhalle zeigt Sonderausstellung über die Film-Göttin Marlene Dietrich · Türkische Partnerstadt Mersin kommt wegen Bundestagsresolution zum Völkermord an den Armeniern nicht

zum Partnerschaftstreffen · Möbelstadt Rück will nach 40 Jahren im Schladviertel auf das frühere Stahlwerksgelände in der Neuen Mitte umziehen · Gasometer muss in den kommenden Jahren für rund 10,5 Mio. Euro umfangreich saniert werden · Erhebliche Sicherheitsanforderungen erschrecken kleine Freizeitveranstalter: SPD sieht Party-Leben in Gefahr · Zweistöckiges Festzelt mit 1400 Plätzen: Im Herbst erstmals Oktoberfest am CentrO · Jugendhäuser in Trägerschaft der Evangelischen Kirche schließen immer häufiger ihre Pforten · Thermo-Energie gegen Wildwuchs: OGM setzt auf Hitze im Kampf gegen unerwünschtes Grün auf Wegen · Riesiger Bedarf an Betreuungsplätzen: Oberhausen braucht mehr Kitas · Extraschicht zieht wieder viele Besucher an · Entscheidung gefallen: Karstadt-Zentrale zieht nicht von Essen auf das ehemalige Babcock-Gelände an der Duisburger Straße · Stoag baut Elektrobussystem aus · Alle Flüchtlinge werden jetzt registriert · Drittes Jugendparlament im Einsatz



Die Jugend geht wieder an die frische Luft: Pokémon-Fieber im Kaisergarten

Juli

Großbaustelle auf der Mülheimer Straße bremst Verkehr für vier Monate aus · Werbeagentur Benning, Gluth & Partner feiert 25-jähriges Bestehen · Mehr Kinderbetreuung, mehr Warenangebote, mehr Spaßveranstaltungen: CentrO macht sich fit für die Zukunft · Ehrenamtliche Flüchtlingshelfer wünschen mehr Kooperation mit dem Rathaus · Bilfinger-Tochter Babcock Borsig baut 250 Stellen ab · 48 000 Besucher bei Ruhr-in-Love im Olga-Park · Stadttöchter bündeln Kompetenzen – aus TMO und WFO wird OWT: Die neue Oberhausener Wirtschafts- und Tourismusförderung GmbH geht an den Start · Letzter Gottesdienst nach 43 Jahren im Haus Bethel · Neue Verkehrsführung am Autobahnkreuz von A 2, A3 und A 516 in der Planung: Viele Sterkrader bangen um ihren Wald · Autobahnen kurzfristig gesperrt: Bombenentschärfungen auf dem Waldteich-Gelände in Holten sorgen für Staus · Bero-Zentrum zeigt Ausstellung „Abenteuer Industriestadt“ · Mal funktioniert er, dann wieder nicht: Brunnen auf dem Saporishja-Platz bleibt

ein Dauerbrenner · Glasfaserausbau läuft: Startschuss für schnelles Internet im Gewerbepark Erlengrund · Appartements am Friedensplatz werden für alleinstehende Männer hergerichtet · Stadt saniert für 4,5 Mio. Euro Schulen in den Ferien · „Kurve kriegen“: Neues Projekt fängt straffällige Kinder auf · Flüchtlingsarbeit: Erstaufnahme-Einrichtungen werden aufgegeben, aber mehr Bedarf an Mitarbeitern bei Jobcenter und Beratungsangeboten – Sportler bekommen Hallen zurück · Stadt will Bordellwerbung verbannen · Joshua Abuaku wird Deutscher U23-Meister über 400 Meter Hürden · Kassenhäuschen am Hochseilklettergarten „tree2tree“ wird Opfer von Brandstiftung · Bunker-Lücke in Osterfeld soll sich bald schließen · Filmarchiv der Kurzfilmtage jetzt im Stadtarchiv untergebracht · Stadt denkt über Verkauf des Concordiahauses nach · Jugendliche lernen die Kunst des Graffiti kennen und besprühen Wände im Drucklufthaus · Fußball-Regionalligist RWO legt mit 0:4 im Heimspiel gegen RW Ahlen klassischen Fehlstart in die neue Saison hin



Die Jugend der Welt zu Gast in Oberhausen: Im Ebertbad startet die „Multi 2016“

August

Emschergenossenschaft renaturiert Bachlauf: Neue Auenlandschaft für den Läppkes Mühlenbach im Bereich des alten Güterbahnhofes an der Stadtgrenze zu Essen-Frintrop · Oberhausen hat im Vergleich zu Essen und Mülheim die dichteste Einkaufslandschaft pro Kopf · 23 neue Wohnungen werden gebaut: Lyzeum an der Elsa-Brändström-Straße soll Mitte 2017 fertig sein · Tausende zieht es zum 5. Hafenfest an die Marina · Für immer mehr Oberhausener ist ein Zweitjob notwendig · Wildwasserbahn am CentrO wird aufgegeben, geplant sind zwei neue 18-Loch-Anlagen für amerikanisches Minigolfspiel · Hauch von Olympia beim Multi-Start: 350 Jugendliche aus 15 Nationen in Oberhausener Gastfamilien untergebracht · Baukosten drohten sich zu verdoppeln: Das geplante neue Kinderland im Aquapark muss abgespeckt werden · Sozialhilfeausgaben steigen drastisch · Fußball-Regionalligist RWO trennt sich nach vier Pleiten in Folge zum Saisonstart von Trainer Andreas Zimmermann – „Fußballgott“ Mike Terranova übernimmt das

Ruder · 22 000 Fans kommen zum diesjährigen „Olgas-Rock“-Festival · Aus für 60-Millionen-Investition: Thyssen-Krupp gibt Pläne für Röhren-Großlager auf dem Waldteich-Gelände auf · Prozess-Niederlage für Sparkasse: Fristlose Kündigung des Ex-Vorstandschefs Merzig im Kreditdebakel unwirksam · Abriss des Babcock-Hochhauses an der Duisburger Straße geht zügig voran · Immer mehr wilde Müllkippen: Bürger legen Abfallsäcke an Containern ab · Billard Club Oberhausen hat im ehemaligen Snookerhaus an der Marktstraße eine neue Heimat gefunden · Oberhausener Fußballer Max Meyer holt mit der Nationalmannschaft die Silbermedaille bei Olympia in Rio und erzielt im Endspiel gegen Brasilien ein Tor · Musik-Sommer-Nacht bei bestem Wetter: Sechs Stunden Musik auf neun Bühnen · 1. Tag der Trinkhallen: Großes Kulturprogramm an vier Büdchen in der Stadtmitte · Befragung ermittelt: Liebe der Oberhausener zu ihrer Heimatstadt wird größer · Traditionsclub meldet Insolvenz an: Dampflokkverein steht vor dem Aus



17 Tage Volksfeststimmung im Partyzelt:
1. Salzburger Oktoberfest am Centro

September

Gewerbesteuer fließt nicht wie erhofft: Stadtkämmerer verhängt Ausgaben-Stopp • Ruhr-Bühnen wollen beim Marketing künftig an einem Strang ziehen • „Wir schaffen das!“ – Ludwig Galerie zeigt Ausstellung mit politischen Karikaturen • Widerstand gegen den Ausbau der A 3 und A 2 im nördlichen Stadtgebiet wächst: Bürgerinitiative zum Schutz des Sterkrader Waldes neu gegründet • Richtfest für neuen DRK-Seniorenwohnpark an der Grenzstraße • 7:1! RWO gegen Siegen im Torrausch • NRZ-Bürgerbarometer ermittelt: Bürger wollen politisch mitwirken • 20-Zentner-Bombe auf Waldteichgelände entschärft • Chaotische Verkehrssituationen vor Schulen: Polizei schimpft über Eltern • Oberhausener sind sich einig: Centro ist Einkaufsort Nr. 1 • Abriss der Knappenschule läuft • Mit Karl-Otto Marquardt verstirbt einer der Großen von RWO im Alter von 79 Jahren • Bogensportabteilung von Grün-Weiß Holten richtet Deutsche Meisterschaft aus und gewinnt drei Medaillen • Die besten Schäferhunde kämpfen im Niederrhein-Stadion um

den Meistertitel • 9 Mio. Euro-Loch im Jugendetat für Erziehungshilfen an Familien erschreckt Kommunalpolitiker • Theater Oberhausen startet mit „Die unendliche Geschichte“ in die neue Spielzeit • Städtische Musikschule feiert ihren 50. Geburtstag • Gasometer überrascht den 500 000sten Besucher der Ausstellung „Wunder der Natur“ • Protest gegen Mülheimer Windrad im Ruhrbogen Alstaden nimmt zu • OGM schlägt harten Kurs gegen Randalen in Schwimmbädern ein • Förderbescheid für das Projekt „Soziale Stadt“ ist da: 18 Mio. Euro fließen nach Osterfeld • Entenhausen in Oberhausen: Ludwig Galerie zeigt die Kunst der Disney-Zeichner • Branchenkrise: 250 MAN-Arbeitsplätze in Gefahr • Land sichert 10 Mio. Euro zu: Löschwasserversorgung an der Betuwe-Linie soll sichergestellt werden • 17-tägiges Salzburger Oktoberfest am Centro eröffnet • 500 Gegendemonstranten bei rechter Kundgebung auf dem Altmarkt • Berliner Architekturbüro gewinnt städtebaulichen Wettbewerb für das neue Jobcenter am Altmarkt

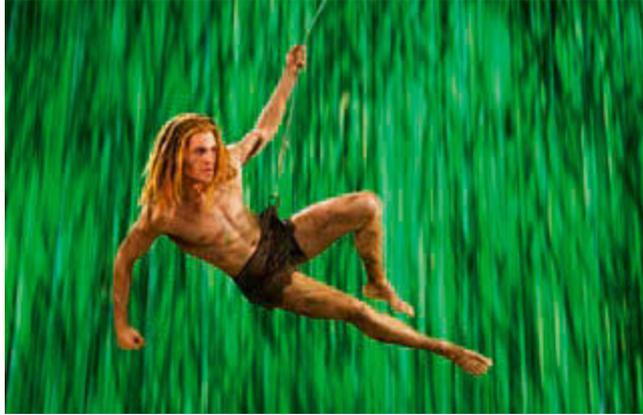


Zeitreise zurück ins
18. Jahrhundert: His-
torisches Fest an der
St. Antony-Hütte

Oktober

Bürgerforum im Bert-Brecht-Haus: Beteiligung soll Gemeinsinn fördern • 15 Jahre Oberhausener Tafel: Aktuell werden 1200 arme Bürger versorgt • „Das Alter ist bunt“: Seniorenmesse im Bero-Zentrum • Institut der deutschen Wirtschaft bewertet Wirtschafts- und Lebensqualität: Oberhausen kommt nach einer neuen Analyse nicht so recht voran • Sparkasse scheitert vor Gericht: Klage auf 22,5 Mio. Euro Schadenersatz gegen Ex-Vorstand abgewiesen • Unternehmen zeigt Interesse an der früheren Kohlelagerfläche der RAG an der Weierstraße: Stadt hofft auf 1000 neue Arbeitsplätze im Norden • Ärger um neue Bordell-Reklame an der Flaßhofstraße • „Tarzan“-Darsteller üben in den ehemaligen Räumen von HDO in Osterfeld das Fliegen • Konrad-Adenauer-Brücke soll langfristig höher gesetzt werden, damit Frachter künftig Container zweistöckig transportieren können • Historisches Fest an der St. Antony-Hütte versetzt Besucher wieder in die Zeit vor 150 Jahren • Große Trauer: Nach Unfall mit einem Starkstromkabel an der Rheinischen Straße in Osterfeld erliegt ein

43-jähriger Feuerwehrmann seinen schweren Verletzungen • Berufsbekleidungsspezialist Engelbert Strauss eröffnet seine bundesweit vierte Filiale auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände an der Osterfelder Straße • Stoag lehnt Fusion mit anderen Verkehrsbetrieben derzeit ab • Auf der Langemarkstraße eröffnet der erste arabische Supermarkt • Händler und Veranstalter nach der ersten Saison sehr zufrieden: Den Feierabendmarkt auf dem Saporishja-Platz wird es auch 2017 geben • Müllgebühren: Kämmerer kündigt noch für 2016 erste Rückerstattung an • Wohnhäuser möglich: Investoren für John-Lennon-Platz zögern • Burg Vondern feiert 750 Jahre mit Musik, Kunst und sonnigem Picknick • Durchforstungen in 13 Wäldern und Parks: Stadt lässt viele Bäume fallen • Oberbürgermeister kündigt an: Steuern bleiben vorerst hoch • Jugendparlament sieht erheblichen Investitionsbedarf an den Schulen • Käthe-Kollwitz-Berufsschule plant neuen Bildungsgang und will künftig Medizin-Abitur anbieten • Tagungsgeschäft im Congress Centrum Oberhausen (Luise-Albertz-Halle) läuft immer besser



DSDS-Star Alexander Klaws ist „Tarzan“: Premiere für neues Musical im Metronom Theater

November

Politik wehrt sich gegen Kahlschlag: Oberbürgermeister und Umweltausschuss fordern Prüfung geplanter Baumfällungen · Oberhausener Kreative geben bei „Kunstlicht“ in 17 Ateliers einen Einblick in ihr Schaffen · Disneys Musical „Tarzan“ feiert eine rauschende Premiere im Stage Metronom Theater · Weihnachtsmärkte am CentrO und auf dem Altmarkt eröffnet · Denkmalschutz für NS-Ehrenmal auf der Emscherinsel: Unkritischer Text der Denkmalbehörde empört den Kulturausschuss · Albert-Schweitzer-Hauptschule soll 2017 zum Schuljahresende geschlossen werden – Schüler und Lehrer könnten nach Alstaden wechseln · Gestiegene Steuereinnahmen ermöglichen Steigerung um 7,6 Prozent: Oberhausen erhält 2017 vom Land NRW 206 Mio. Euro an regulären Zuweisungen · Elternwunsch: Kitas sollen länger öffnen · Kriminell schlagen häufiger zu: Über 1700 Oberhausener Opfer eines Eigentumdeliktes im ersten Halbjahr 2016 · Fundgrube für Bierliebhaber: Neues Sterkrader Geschäft „Pottbrew“ bietet

140 unterschiedliche Craft-Biere an · IHK-Präsidentin Jutta Kruft-Lohrengel fordert Unternehmer auf, mehr junge Leute auszubilden · Sterkrader Fachgeschäft Spickermann feiert 150-jähriges Bestehen · Christen planen beim Visions- tag Kirche der Zukunft · Im Vorfeld der Weihnachtsmärkte sind Sicherheitskonzepte in der Diskussion: CentrO will mehr Videoüberwachung · Stadt will wenig genutzte, kostenintensive Spielplätze schließen · CDU schickt Marie-Luise Dött ins Rennen für die Bundestagswahl · Theaterintendant Peter Carp bringt Welturaufführung von „GB 84“ auf die Bühne · Im evangelischen Gemeindehaus am Buchenweg soll 2018 Oberhausens erstes Kolumbarium, Beisetzungsstätte für Urnen, entstehen